

Trittsteine für eine bessere Vereinbarkeit von Familie und Beruf im Pustertal

Stärkung junger Familien durch Förderung der Rolle des Ehrenamtes und
der Nachbarschaftshilfe auf Gemeindeebene*

Ergebnisbericht zu einer Repräsentativbefragung und Fallstudien

Ulrich Becker
Manuela Schaiter

Bozen 2006



Autonome Provinz
Bozen - Südtirol



Provincia Autonoma di
Bolzano - Alto Adige



Europäische Union
Europäischer Sozialfonds



Unione europea
Fondo sociale europeo

Koordination:



Josef Ferrari Str. 18
I-39031 Bruneck
Tel.: +39-0474-530093
Fax: +39-0474-552631
familie@biwep.it

Forschung:



Dominikanerplatz 35
I-39100 Bozen
Tel.: +39-0471-970115
Fax: +39-0471-978245
Info@apollis.it

* Eine gemeinsame Initiative von Bildungsweg Pustertal, Familienberatungsstelle Bruneck, Schulverbund Pustertal, KVV Bezirk Pustertal, Dienststelle für Gesundheitserziehung, Integration und Schulberatung Bruneck, Sozialdienste der Bezirksgemeinschaft Pustertal, Katholischem Familienverband Bezirk Pustertal.

Zitat: Becker, U., Schaiter, M. (2006): Trittsteine für eine bessere Vereinbarkeit von Familie und Beruf im Pustertal – Stärkung junger Familien durch Förderung der Rolle des Ehrenamtes und der Nachbarschaftshilfe auf Gemeindeebene. Illustrierter Ergebnisbericht zu einer Repräsentativbefragung und Fallstudien, apollis, Bozen.

Projektleitung: Hermann Atz

Qualitative Interviews für die Fallstudien: Manuela Schaiter

Interne Projektnummer: 265

Bozen, 2006

Inhaltsverzeichnis

1	Einführung.....	8
2	Was ist eigentlich Familie?.....	9
3	Familien mit Kindern bis 11 Jahren im Pustertal.....	13
4	„Familie kommt oft anders als man denkt“	16
5	„Wohin mit den Kindern?“.....	25
6	„Beruf ‚Eltern‘ – Eltern im Beruf“	37
7	„Was geht, wenn nichts mehr geht?“.....	53
8	„Hilfst du mir, so helfe ich dir“	59
9	Die Fallgeschichten als Abbild der Pusterer Realität – Ein Fazit....	68
10	Zusammenfassung und Ausblick.....	71
11	Anmerkungen zur Methode.....	75

Abbildungsverzeichnis

Abbildung 1:	Familie im gesellschaftlich-wirtschaftlichen Spannungsfeld.....	10
Abbildung 2:	Befragte „Hauptbetreuungsperson“.....	13
Abbildung 3:	Alter von Eltern und Kindern.....	14
Abbildung 4:	Familientyp (Alter der Kinder).....	15
Abbildung 5:	Familienform.....	18
Abbildung 6:	Kinderbetreuung durch den Partner oder Ex-Partner. .	19
Abbildung 7:	Eigenheim oder Miete.....	20
Abbildung 8:	Junge Familien mit Geldsorgen oder Schulden nach Wohnform.....	21
Abbildung 9:	Monatliche Wohnkosten nach Familientypen (Alter der Kinder).....	22
Abbildung 10:	Akzeptanz außerfamiliärer bzw. ganztägiger Kinderbetreuung.....	25
Abbildung 11:	Akzeptanz außerfamiliärer Kleinkindbetreuung nach Sprachgruppe.....	26
Abbildung 12:	Akzeptanz außerfamiliärer Kleinkindbetreuung nach Familientypen (Alter der Kinder).....	27
Abbildung 13:	Inanspruchnahme von Betreuungseinrichtungen.....	28
Abbildung 14:	Unentgeltliche Kinderbetreuung durch Personen.....	29
Abbildung 15:	Derzeitige Berufstätigkeit nach Kinderbetreuung durch Großeltern.....	30
Abbildung 16:	Situationen, in denen Betreuungsengpässe auftreten.	32
Abbildung 17:	Bereitschaft zur Mitbetreuung anderer Kinder.....	34
Abbildung 18:	Erwerbstätigkeit.....	37
Abbildung 19:	Berufsbiografie und Mutterschaft.....	38
Abbildung 20:	Berufsbiografie von Müttern, die im Verlaufe der Geburt der Kinder ihren Beruf mindestens einmal völlig aufgeben.....	39
Abbildung 21:	Berufsbiografie von Müttern, die im Verlaufe der Geburt der Kinder ihren Beruf nicht aufgeben.....	40
Abbildung 22:	Typische Merkmale von aufgegebenen gegenüber heutigen Berufen.....	42

Abbildung 23:	Vergleich der typischen Berufsbiografien im Gastgewerbe und im öffentlichen Dienst.....	43
Abbildung 24:	Berufliche Pläne nach derzeitiger Tätigkeit.....	44
Abbildung 25:	Die Argumente für und gegen eine zukünftige Erwerbstätigkeit von Berufsaussteigerinnen, die wieder einsteigen einsteigen wollen.....	45
Abbildung 26:	Die Argumente gegen eine zukünftige Erwerbstätigkeit von Berufsaussteigerinnen, die keine Berufstätigkeit anstreben.....	46
Abbildung 27:	Die Argumente für eine Fortsetzung der Erwerbstätigkeit von Berufstätigen, die ihren Beruf nie aufgegeben haben.....	47
Abbildung 28:	Aufgabenverteilung im Haushalt bei Partnern, die im gleichen Umfang berufstätig sind.....	49
Abbildung 29:	Gerechte Verteilung der Hausarbeit.....	50
Abbildung 30:	Belastende Lebenssituationen.....	53
Abbildung 31:	Allgemeine Überlastung von Erwerbstätigen.....	54
Abbildung 32:	Auswirkungen von besonderen Belastungen auf die Zufriedenheit in verschiedenen Lebensbereichen.....	56
Abbildung 33:	Soziales Netzwerk – Verwandte und Freunde, die in bestimmten Situation helfen könnten.....	60
Abbildung 34:	Familien, die in manchen Situationen niemanden wissen, der sie unterstützen könnte.....	61
Abbildung 35:	Belastung durch Behinderung, Krankheit u.ä. nach sozialem Netzwerk.....	62
Abbildung 36:	(Erwartete) Gegenleistung für die Mitbetreuung anderer Kinder.....	64

1 Einführung

Dieser Bericht stellt die Ergebnisse einer empirischen Untersuchung zur Situation junger Familien im Pustertal dar und versucht sie im Licht des Gesamtprojektes zu interpretieren, dessen ersten Teil sie bildet. Besagtes Projekt zielt auf die Stärkung junger Familien durch Förderung des Ehrenamtes und der Nachbarschaftshilfe ab. Es wird vom „Bildungsweg Pustertal“ getragen, einer Organisation, die gesellschaftspolitisch in diesem Gebiet tätig ist und dort durch Weiterbildung im weitesten Sinne ihre Ziele zu verwirklichen versucht. Bei diesem Projekt kooperiert der Bildungsweg mit der Familienberatungsstelle Bruneck, dem Schulverbund Pustertal, dem KVW, der Dienststelle für Gesundheitserziehung, Integration und Schulberatung Bruneck, den Sozialdiensten der Bezirksgemeinschaft und dem Katholischen Familienverband.

Um die Arbeit der Steuerungsgruppe des Projektes fachlich zu unterstützen, wurde das Institut für Sozialforschung und Demoskopie **apollis** beauftragt, eine repräsentative Umfrage durchzuführen und ausgewählte Problemlagen in Form von Fallstudien zu vertiefen. Neben diesem illustrierten Ergebnisbericht liegt ein Methoden- und Tabellenband für methodische Details und zum Nachschlagen bestimmter Ergebnisse in Tabellenform vor.¹ Weitere Informationen finden sich auf den Webseiten des Instituts www.apollis.it und des Bildungswegs www.biwep.it.

Der vorliegende Bericht bietet neben einem familiensoziologischen Exkurs, einem soziodemografischen Überblick und einer abschließenden Gesamtbewertung sechs Themenkapitel, die unter einem Schlagwort die zentralen Fragestellungen der Studie eröffnen: „*Familie kommt oft anders als man denkt*“ zielt auf die Problematik von Familiengründung, Trennungen und Wohnsituation ab. „*Wohin mit den Kindern?*“ stellt die Frage nach der Kinderbetreuung, der Akzeptanz von Einrichtungen und nach Betreuungsengpässen. Die Vereinbarkeit von Familie und Beruf und die Dreifachbelastung von Müttern wird unter dem Stichwort „*Beruf ‚Eltern‘ – Eltern im Beruf*“ aufgegriffen. „*Was geht, wenn nichts mehr geht?*“ leitet von den Alltagsproblemen auf außergewöhnliche Belastungen über, und „*Hilfst du mir, so helfe ich dir*“ zeigt das Potenzial sozialer Netzwerke auf. Eingestreut in den Text und am Ende jedes Kapitels finden sich Ausschnitte und Zusammenfassungen der Fallstudien, die aus Gründen der Anonymität leicht abgeändert wurden. Sie dienen dem nachdenklichen Innehalten und veranschaulichen viele der zahlenmäßigen Ergebnisse.

¹ Becker, U. (2006): Trittsteine für eine bessere Vereinbarkeit von Familie und Beruf im Pustertal – Stärkung junger Familien durch Förderung der Rolle des Ehrenamtes und der Nachbarschaftshilfe auf Gemeindeebene. Methoden- und Tabellenband zu einer empirischen Untersuchung, apollis, Bozen.

2 Was ist eigentlich Familie?

Es ist nicht einfach, für den Begriff „Familie“ eine eindeutige Definition abzugeben. Zum einen war das, was er bezeichnet, in den letzten Jahrhunderten tief greifenden Wandlungen unterworfen. Zum anderen ist der Begriff nicht wertfrei und wurde und wird in verschiedenen Kontexten ganz unterschiedlich verwendet. Prinzipiell weist er zwar auf die kleinste Einheit menschlichen Zusammenlebens und Reproduktion hin, doch ob Verwandtschaft, Ehe, Kinder, gegenseitige materielle Verantwortung, ein Zusammengehörigkeitsgefühl oder gar Zuneigung zwingend erforderlich sind, damit wir von Familie sprechen dürfen, kann heutzutage nicht mehr klar festgelegt werden. Für die Bezeichnung menschlicher Lebensgemeinschaften hat sich im deutschen Sprachraum daher auch der wertfreie Begriff des „Haushalts“ gegenüber dem der „Familie“ durchgesetzt.

Der familiäre Wandel in den letzten Jahrhunderten lässt sich an Hand zweier Phasen kurz umreißen. Die erste Phase umfasst den Wandel von der traditionellen ländlichen Großfamilie zur bürgerlichen Kernfamilie im 19. Jahrhundert, der sehr eng mit der zunehmenden Industrialisierung und Urbanisierung verknüpft ist: Zunehmend verlassen junge Menschen den elterlichen Hof, auf dem sie mit mehreren Generationen zusammenwohnten und ziehen auf der Suche nach Lohnarbeit in die Städte, wo sie neue Familien gründen, die nur mehr aus den Eltern und ihren Kindern bestehen. Begleiterscheinungen dieser Entwicklung sind die Herausbildung des Sozialstaats und ein drastischer Geburtenrückgang, Wertgrundlagen dieser Familienidee sind lebenslange Ehe, Privatsphäre und eine sehr ausgeprägte Geschlechterrollenverteilung mit der Dominanz des Mannes als berufstätiger Ernährer und eng auf den privaten Bereich begrenzten Aufgaben der Frau als Hausfrau und Mutter. Die Familiengründung lässt sich als standardisierte und zeitlich relativ dichte Abfolge von Auszug aus dem Elternhaus, Eheschließung und Geburt des ersten Kindes verstehen. Kennzeichnend für diese Phase sind nicht nur die beschriebenen faktischen Aspekte, sondern insbesondere die Herausbildung eines romantischen Familienideals, das alle anderen Wandelerscheinungen bis heute überdauert hat.

Die zweite Phase des familialen Wandels, die spätestens seit den 1960er Jahren begann, fußt auf dem zunehmenden Wohlstand breiter Teile der Bevölkerung und dem dadurch größeren Handlungsspielraum sowie der einfacheren Familienplanung und dem Aufbrechen der Geschlechterrollen. Dies geht einher mit einem starken Wertewandel: Die Fremdbestimmung des Lebens durch tradierte Werte weicht einem selbstbestimmten Lebensentwurf, der statt reiner Pflichterfüllung die individuelle Selbstverwirklichung in den Vordergrund stellt. Kennzeichnend dafür

sind die Entstandardisierung von Biografien und die Pluralisierung der Gesellschaft in nahezu allen Lebensbereichen. Damit findet Familiengründung und Familie heute vor anderen Rahmenbedingungen statt als noch vor wenigen Jahrzehnten und bewegt sich in einem Spannungsfeld zwischen hohen Anforderungen und Erwartungen und gesellschaftlichen Wandlungerscheinungen (Abbildung 1).



Abbildung 1: Familie im gesellschaftlich-wirtschaftlichen Spannungsfeld

Relativ stabil sind dabei die gesellschaftlichen Vorstellungen und Werte, die mit dem Zusammenleben der Menschen in Familien verknüpft sind. Auch heute noch ist die Gründung einer Familie mit eigenen Kindern vorrangiges Lebensziel junger Menschen, wie z.B. die Südtiroler Jugendstudie² belegt. Danach möchten 77% der Südtiroler Jugendlichen dieses Ziel erreichen und nennen es deutlich häufiger als Erfolg im Beruf, viele Freunde oder ein eigenes Haus. Zudem gilt die private Kernfamilie – ungeachtet aller Wandlungerscheinungen und der Diskussion um die zunehmende Bedeutung von öffentlichen Bildungsinstitutionen, der Medien und der Gleichaltrigengruppe – immer noch als wichtigste Sozialisationsinstanz für unseren Nachwuchs.

Was sich dagegen geändert hat, ist die Ausgestaltung des Konzepts „Familie“ und die Rollenverteilung zwischen Mann und Frau: knapp 90%

² Autonome Provinz Bozen-Südtirol - Landesinstitut für Statistik ASTAT (2004): Jugendstudie - Werthaltungen, Lebensformen und Lebensentwürfe der Südtiroler Jugend. ASTAT Schriftenreihe, Nr. 114.

der Mädchen und 86% der Burschen stimmen zu, dass Mann und Frau gemeinsam zum Haushaltseinkommen beitragen und sich im gleichen Ausmaß für Haushalt und Kinder engagieren sollen. Während die Aufgaben früher klarer zwischen den Geschlechtern verteilt war, soll Familie heutzutage generell – also unabhängig vom Geschlecht des Elternteils – mit einem erfolgreichen Berufsleben vereinbar sein. Dies entspricht nicht nur dem Wunsch der meisten Mädchen und Frauen, sondern ist angesichts gestiegener wirtschaftlicher Ansprüche fast eine Notwendigkeit geworden. Als weitere wichtige Voraussetzung für die Familiengründung gilt neben der gesicherten Einkommenssituation – in Südtirol spielt hierbei auch das Eigenheim eine große Rolle – natürlich eine stabile Partnerschaft, wenngleich die Ehe – insbesondere die kirchliche Trauung – in den letzten Jahren deutlich an Bedeutung verloren hat.

Durch die hohen Qualifikationsanforderungen der immer anspruchsvoller werdenden Arbeitswelt hat sich die Ausbildungsphase in den modernen Gesellschaften deutlich verlängert. Wenn man berücksichtigt, dass darüber hinaus noch einige Jahre an Arbeitserfahrung erforderlich sind, bevor man sich beruflich etabliert fühlen darf, wundert es nicht, dass sich der Zeitpunkt der Familiengründung – gemessen etwa am Alter der Mutter bei der Geburt des ersten Kindes – immer weiter nach hinten verschiebt. Zunehmend entscheiden sich Frauen angesichts der drohenden Unterbrechung der Berufskarriere auch völlig gegen Kinder. Die Folge sind sinkende Geburtenraten und eine geringere Anzahl von Kindern pro Familie.

Die Berufstätigkeit erfordert zunehmend auch eine höhere Mobilität der Betroffenen. Für Paare sind Standortwechsel aber nicht leicht zu koordinieren, ohne dass einer der beiden Abstriche machen muss. Trennungen auf Zeit, weiterer Aufschub der Familienplanung, aber auch das Zerbrechen von Partnerschaften sind die Folge. Auch aus anderen Gründen hat die Zahl der Trennungen und Ehescheidungen in den letzten Jahrzehnten beträchtlich zugenommen. Neben das klassische Ehepaar mit Kindern treten daher zunehmend neue Familienformen, die oft nicht nur mit gravierenden wirtschaftlichen Nachteilen zu kämpfen haben, sondern angesichts der hohen Erwartungen, die auf dem Ideal der Familie als sicherer Hort für Kinder lasten, auch unter einem enormen Legitimationsdruck stehen.

Viele soziodemografische Entwicklungen verlaufen dabei scheinbar gegenläufig und bedürfen möglicherweise neuer gesellschaftlicher Antworten. Während beispielsweise die Großfamilie als Haushaltsform zwar zurückgeht, nimmt die Anzahl der (multilokalen) Mehrgenerationen-Familienverbände allein wegen der gestiegenen Lebenserwartung deutlich zu. Nie zuvor kamen nämlich – rein zahlenmäßig betrachtet – so

viele „Großeltern“ auf so wenige „Enkel“ – und es werden immer mehr. Sozialer Wandel birgt also neben den Risiken immer auch Chancen, die es in Zukunft zu nutzen gilt.

Wie vielgestaltig Familie heute ist und aus wie vielen Perspektiven sie betrachtet werden kann, verdeutlicht allein eine Liste von einschlägigen Begriffen aus dem Online-Familienhandbuch:

Adoptivfamilie, Ein-Eltern-Familie, Fortsetzungsfamilie, Großfamilie, Kernfamilie, Kleinfamilie, Kommune, Lebensabschnittspartner-schaften, Living-apart-together, Mehrgenerationenfamilie, nicht-eheliche Lebensgemeinschaften, Patchwork-Familie, Pflegefamilie, SOS-Kinderdorf-Familie, Stieffamilie, Wohngemeinschaft, Zweitfamilie, Zwei-Kern-Familien (www.familienhandbuch.de)

3 Familien mit Kindern bis 11 Jahren im Pustertal

Auch wenn Kinder mit dem Eintritt in die Pubertät noch einige Überraschungen für ihre sich möglicherweise schon „über den Berg“ wählenden Eltern bereithalten, so ist es doch unbestritten das Vorschul- und Grundschulalter, in dem die Kinder der größten Aufmerksamkeit bedürfen und die größten Anforderungen an die möglicherweise noch unerfahrenen Eltern stellen. Daher ist auch die Stärkung „junger“ Familien – wie es bereits im Untertitel des Projekts „Trittsteine für eine bessere Vereinbarkeit von Familie und Beruf im Pustertal“ anklingt – das vorrangige Anliegen der Projektpartner.

Wann eine Familie „jung“ ist, lässt sich zwar weder am Alter der Eltern noch am Alter der Kinder eindeutig festmachen, doch die empirischen Studien – eine repräsentative Telefonumfrage und eine Reihe von qualitativen Fallstudien – verlangten eine klare Abgrenzung der Grundgesamtheit. Daher wurden alle Familien, in denen mindestens ein Kind bis zu 11 Jahren – also im Grundschulalter – lebt, in die Grundgesamtheit aufgenommen. Insgesamt sind dies im Pustertal rund 10.000 Kinder in schätzungsweise 5.000 Familien, für welche die im Folgenden dargestellten Ergebnisse als repräsentativ angesehen werden können.

Wie Abbildung 2 zeigt, ist es in den allermeisten Familien die Mutter, die sich überwiegend um die Kinder kümmert und daher im Rahmen der Studie befragt wurde. Die Väter übernehmen nur in 5% der Fälle einen gleichgroßen oder größeren Teil der Kinderbetreuung.

Befragtes Familienmitglied

Anteile in Prozent (n=687)

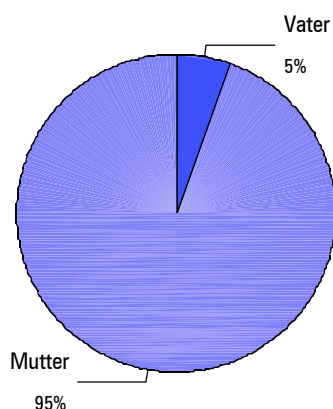


Abbildung 2: Befragte „Hauptbetreuungsperson“

Durchschnittlich leben in den befragten Familien aus dem Pustertal 2,2 Kinder, also etwas mehr als im Südtiroler Durchschnitt. Rund 1,7 davon sind 11 Jahre und jünger. Abbildung 3 komplettiert die demografischen Angaben zu den Familien: Die Mütter sind im Mittel knapp über 37 Jahre alt, die Väter rund 3 Jahre älter. Bei der Geburt des ersten Kindes war die Mutter im Durchschnitt etwa 27 Jahre alt.

Alter der Eltern und der Kinder

Eltern heute und bei erstem Kind; ältestes und jüngstes Kind (n=678)

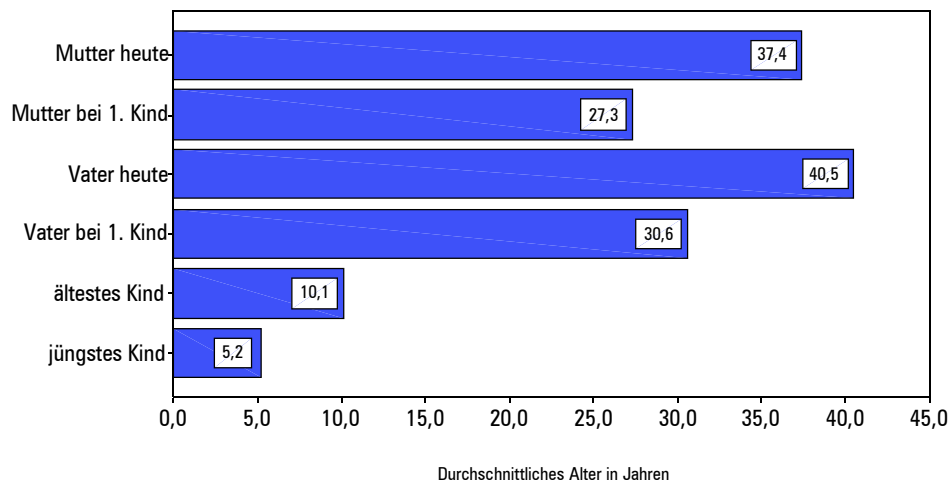


Abbildung 3: Alter von Eltern und Kindern

Nach dem Alter der Kinder lassen sich die befragten Familien in vier Gruppen einteilen (Abbildung 4), die sich vor allem durch die Möglichkeiten unterscheiden, ihre Kinder betreuen zu lassen bzw. Familie und Beruf zu vereinbaren.

Die ersten beiden Gruppen umfassen Familien, in denen Kleinkinder unter vier Jahren leben – zusammen rund 40% der befragten Familien. Hier sind das Angebot und möglicherweise auch die Akzeptanz außerfamiliärer Betreuungseinrichtungen eher gering. Dabei sollten unbedingt Familien unterschieden werden, bei denen alle Kinder Kleinkinder unter vier Jahren sind – hier darf zu Recht von „jungen Familien“ mit einer gewissen Unerfahrenheit gesprochen werden (12%) – und solchen, in denen auch ältere Kinder leben (27%). Letzterer Typ zeichnet sich dadurch aus, dass die Eltern nicht nur über mehr Erfahrung verfügen, sondern die Entscheidung zu einem weiteren Kind anscheinend auch vor dem Hintergrund einer relativ positiven Lebenssituation getroffen haben – jedenfalls ist die Lage dieser Familien überdurchschnittlich gut.

Bei den Familien der dritten Kategorie sind alle Kinder bereits dem Kleinkindalter entwachsen, mindestens eines ist aber noch im Kindergartenalter d.h. etwa zwischen vier und sechs Jahren alt. Mit dem Kindergarten (und der Grundschule für eventuelle ältere Geschwister) besteht für diese Familien ein relativ umfassendes Betreuungsangebot. In diese Kategorie fallen rund 29% der befragten Familien.

Die vierte Gruppe besteht aus Familien mit ausschließlich schulpflichtigen Kindern, für die die Vormittagsbetreuung an Schultagen garantiert ist und die daneben schon ein gewisses Maß an Selbständigkeit aufweisen, so dass die Eltern damit über die besten Voraussetzungen verfügen, die familiären Verpflichtungen mit dem Beruf zu kombinieren. Rund ein Drittel der befragten Familien sind diesem Typ zuzuordnen.

"Jüngere" und "ältere" Familien

Familien, in denen die Kinder ... alt sind (n=687)

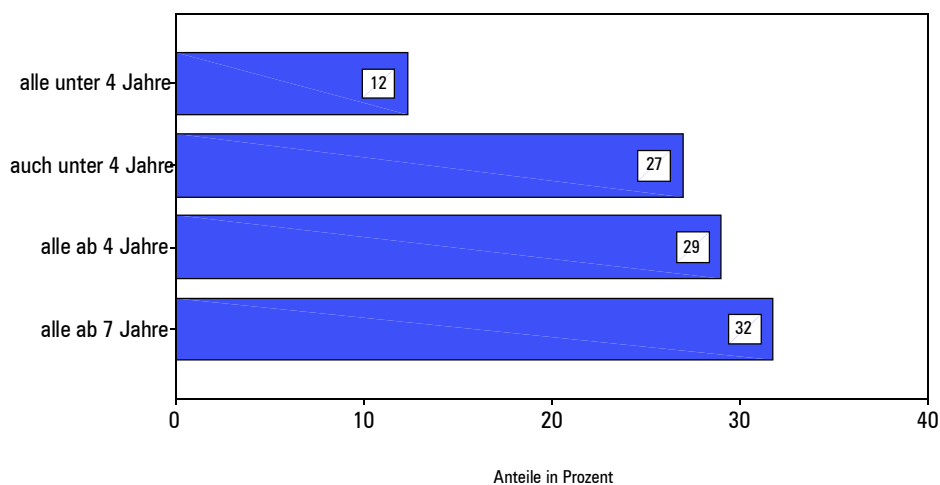


Abbildung 4: Familientyp (Alter der Kinder)

In den folgenden Kapiteln, die nach zentralen inhaltlichen Schwerpunkten – Familie und Heim, Kinderbetreuung, Berufstätigkeit, außergewöhnliche Belastungen und soziale Netzwerke – geordnet sind, wird die Unterscheidung zwischen diesen Familientypen noch mehrfach eine Rolle spielen, um die besondere Lage von „jungen“ Familien zu verdeutlichen.

4 „Familie kommt oft anders als man denkt“

„Ist ja klar. Mit 18 denkst du irgendwie, alles geht superleicht. Das macht man schon irgendwie...“

Auch wenn die Mütter in den befragten Pusterer Familien ihr erstes Kind mit durchschnittlich 27 Jahren – also deutlich später als in vergangenen Zeiten – bekommen, sind sie weder in wirtschaftlicher noch in mentaler Hinsicht besser darauf vorbereitet. Und auch wenn die Erfahrung mit Partnerschaften in der heutigen Generation sicherlich zugenommen hat, so rückt doch während der länger gewordenen Ausbildungsphase und der Zeit der ersten Berufstätigkeit – möglicherweise weit weg von daheim – die Familienidee und auch der reale Kontakt zu Kleinkindern über Verwandte und Bekannte immer weiter in eine vorübergehende Ferne. Die Situation einer Familie aus den Fallstudien entspricht zwar den häufig geäußerten Idealvorstellungen, kann aber keinesfalls als die Regel bezeichnet werden:

Die beiden haben sich die Wohnung, in der sie heute leben, gekauft und sind nach sieben Jahren Partnerschaft zusammengezogen. Beide Kinder waren Wunsch Kinder. Eigentlich verlief alles nach Plan: Frau X wollte vor der Familiengründung arbeiten und eine Wohnung sowie gewisse Sicherheiten haben.

In vielen Fällen kommt es aber auch ziemlich plötzlich...

Kennen gelernt hat sie ihren Mann einmal an einem Abend „ba an Gfeire“. Frau X wurde schwanger, bekam ihr erstes Kind, lebte aber bis zur Hochzeit zu Hause bei ihren Eltern.

... oder gar ungewollt zur Familiengründung.

Frau X ist eine lebenslustige Frau und hat viele Bekanntschaften gemacht. Mit Y hat es bald gepasst, zusammen gezogen sind sie, als Frau X schwanger war. Ihr Sohn war nicht geplant: „Ist passiert, ist trotzdem lieb.“ [Frau X lacht warm].

Nach ersten Eindrücken aus den Fallstudien ist die Bereitschaft zur Familiengründung im Pustertal auch unter eher problematischen Vorzeichen ziemlich hoch. Es herrscht deutlich mehr Mut und Optimismus als etwa in städtischeren Gebieten oder im deutschsprachigen Ausland.

Einer anfänglichen Begeisterung folgt dann aber oft die Ernüchterung. Dies kann mit dem ersten Kind zusammenhängen, mit dem Verhalten

des Partners oder auch mit Problemen in vormals selbstverständlichen Lebensbereichen wie Freizeit und Beruf.

„Dann ist das erste Kind gekommen, das ist ziemlich streng gewesen, das muss ich schon sagen. Damals habe ich das nicht so mitbekommen, aber im Nachhinein muss ich schon sagen, bin ich etwas überfordert gewesen. Weil, es bin nur ich da gewesen, ich habe ja niemanden gehabt. Es wäre schon die Schwiegermutter gewesen, aber das ist nie wie deine Familie. Und dann bist du halt den ganzen Tag mit dem Kind, ich hatte null Erfahrung mit Kindern, ja, da bist du allein gewesen, da bist du auf dich gestellt gewesen.“

Besonders dramatisch wird es erlebt, wenn der Umgang mit dem geliebten Neugeborenen nicht den an sich selbst gestellten Erwartungen entspricht:

Frau X berichtet von den Bemühungen, ihr Kind fröhlich und vergnügt sein zu lassen und von den Schwierigkeiten, allen genügend Schlaf zukommen zu lassen. „Tanti problemi, che non riesci a pensare all'inizio, perché li affronti mano mano.“ Am Anfang hat sie viel zu viel gedacht und geplant, und jedes Mal, wenn sie etwas geplant hatte, ging es schief. Das war eine sich wiederholende Frustration, unter der sie sehr litt. „Molte volte mi sono sentita incapace di riuscire a tirare su un bambino [...] mi ha distrutto psicologicamente“. Auch das Stillen war aufgrund der Schwierigkeiten des Kindes, die Brustwarze richtig zu nehmen und den Milchfluss anzuregen, eine langwierige Prozedur. Frau X litt unter den ungeahnten Problemen damit. Schließlich musste sie bald auch zusätzlich Flaschennahrung geben. Dieser Umstand verschlimmerte ihr Gefühl der Unfähigkeit und der Unsicherheit.

In vielen Fällen ändert sich auch das Verhältnis zwischen den Partnern; in manchen Fällen kommt es sogar genau in dieser Phase zur Trennung. Und auch wenn die erste Zeit erfolgreich überstanden wird, stellt sich der Rückkehrversuch in den Beruf später oft als große Enttäuschung heraus – entweder kann das Problem der Kinderbetreuung nicht gelöst werden, oder man findet keinen entsprechenden Job mehr, oder man stellt nach der Rückkehr fest, dass man nicht mehr die gleiche Zeit und Energie aufbringen kann und folglich auch nicht mehr die frühere Verantwortung übertragen bekommt.

Nach Familienstand, Haushaltszusammensetzung und Verwandtschaftsverhältnissen können die befragten Familien verschiedenen Familienformen zugeordnet werden (Abbildung 5).

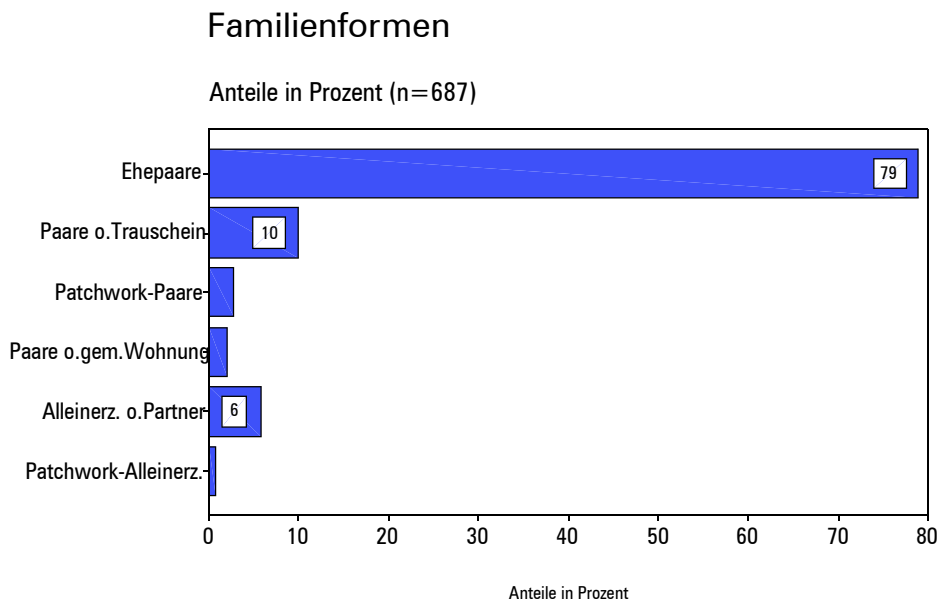


Abbildung 5: Familienform

Fast 80% der befragten Familien entfallen dabei auf die klassische Normalfamilie, d.h. ein Ehepaar mit leiblichen Kindern. Knapp ein weiteres Zehntel erfüllt die gleichen Kriterien, nur dass die Partner ohne Trauschein – also in sogenannter „wilder“ Ehe – zusammenleben. Nur ein kleiner Anteil der Familien lässt sich den Patchworkpaaren zuordnen. Hier leben z.T. Kinder aus verschiedenen Partnerschaften unter einem Dach. Der klassische Fall ist dabei eine geschiedene Mutter, die mit einem neuen Partner zusammenlebt. Damit sind insgesamt über 90% der Familien – die drei obersten Kategorien in Abbildung 5 – Paarhaushalte, in denen sich die Partner den Gelderwerb, die Kinderbetreuung und die Aufgaben im Haushalt auf die eine oder andere Weise teilen. Der meldeamtliche Status, der oftmals aus gewissen Gründen mit der realen Situation nicht übereinstimmt, spielt hier übrigens keine Rolle – gefragt wurde, ob die Partner effektiv mehr als die Hälfte ihrer Zeit in einer einzigen Hauptwohnung zusammenleben.

Bei der sehr kleinen Gruppe der – meist unverheirateten – Paare ohne gemeinsame Wohnung handelt es sich zwar faktisch um Alleinerziehende, doch darf davon ausgegangen werden, dass die Partner in naher Zukunft zusammenziehen wollen und bereits jetzt einen gewissen Teil ihrer Zeit in einem der beiden Haushalte gemeinsam verbringen. Man könnte diese Familienform auch als „Gründungsfamilie“ bezeichnen, die noch kein geeignetes gemeinsames „Nest“ gefunden hat. Die „echten“ Alleinerziehenden, die von ihrem ehemaligen Partner bzw. dem leiblichen Vater der Kinder getrennt leben und auch sonst keinen neuen festen Partner haben, machen etwa 6% aus. Meist gehen dieser Situation

Scheidungen oder Trennungen voraus – der Anteil an Verwitweten ist verschwindend gering. Zu diesem Spektrum an Familienformen kommen noch einige wenige „Patchwork-Alleinerziehende“ hinzu, die zwar einen neuen Partner haben, mit diesem aber nicht zusammenwohnen. Ist ein Zusammenziehen geplant, könnte man auch hier durchaus von einer Art „Gründungsfamilie“ sprechen – also von einem zukünftigen Patchwork-Paar.

Alleinerziehende und Patchworkfamilien sind sehr heterogene Familienformen, in denen das Familiennetzwerk – wenn man die trennungsbedingten Brüche einmal außer Acht lässt – recht weit verzweigt sein kann. Kinder aus solchen Familienformen könnten beispielsweise Kontakt zu vier „Elternteilen“ – die leibliche Mutter und ihr neuer Partner sowie der leibliche Vater mit seiner neuen Partnerin – und entsprechend acht „Großelternteilen“ haben. Hinzu kommt noch eine Vielzahl an möglichen Stiefgeschwistern. Dies deutet an, dass „neue“ Familienformen nicht per se „unvollständig“ sein müssen. Auf der anderen Seite kann Alleinerziehen aber eben auch bedeuten, dass Kinder ohne Geschwister und nur mit einer einzigen – zudem noch ziemlich überlasteten – Bezugsperson aufwachsen.

Solche Unterschiede werden zum Teil in Abbildung 6 deutlich, wo für einige Familienformen dargestellt ist, zu welchem Anteil der Partner (blau) bzw. der Ex-Partner (orange) Betreuungsaufgaben wahrnimmt.

Kinderbetreuung durch Partner bzw. Ex-Partner

nach Familienform (n=687)

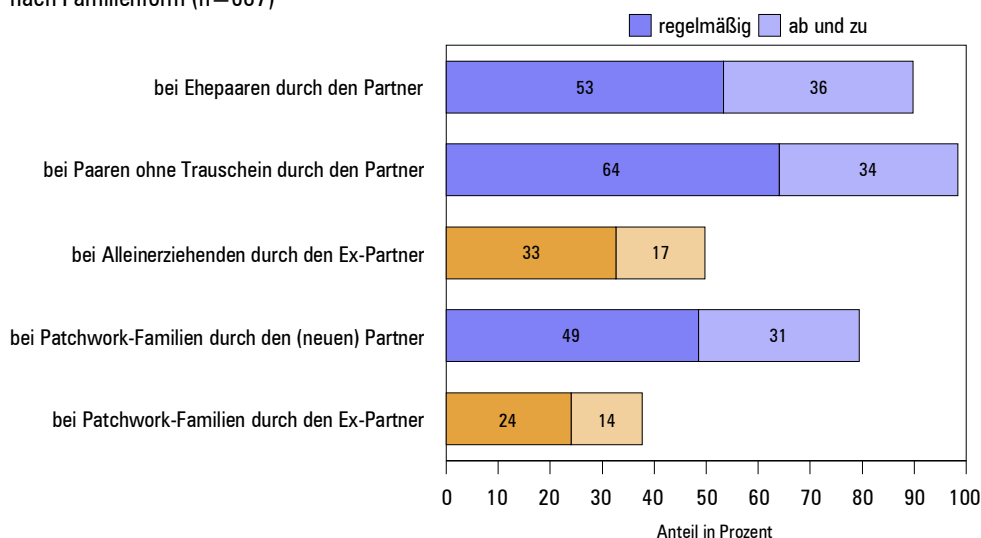


Abbildung 6: Kinderbetreuung durch den Partner oder Ex-Partner

Bei 53% der Ehepaare übernimmt der Partner der Befragten regelmäßig die Kinderbetreuung, in weiteren 36% der Fälle tut er dies nur ab und zu. Größer ist das Engagement der Partner in nichtehelichen Lebensgemeinschaften. Offenbar ist die traditionelle Rollenverteilung in „wilden Ehen“ weniger deutlich. Wem diese Anteile immer noch zu gering erscheinen, der sollte bedenken, dass es um die Betreuung der Kinder bei Abwesenheit der befragten Hauptbetreuungsperson geht – das gemeinsame Familienleben z.B. am Wochenende zählt also nicht hinzu.

Interessanter als die Ergebnisse bei den mehr oder weniger „normalen“ Paarhaushalten ist sicherlich die Situation bei den Alleinerziehenden, wo sich ein recht beachtliches Drittel der Ex-Partner regelmäßig um die Kinder kümmert. Insgesamt erfahren etwa die Hälfte der Alleinerziehenden zumindest gelegentliche Unterstützung durch ihre Ex-Partner, wenngleich man natürlich weiß, dass Sorgerecht und Besuchszeiten in gescheiterten Ehen sehr häufig auch Anlass für Konflikte sind, die an den Kindern selten spurlos vorübergehen. In Patchworkfamilien stehen offensichtlich sogar zwei „Partner“ zur Kinderbetreuung zur Verfügung, nämlich der derzeitige neue Partner, der – auch wenn er nicht der leibliche Vater der Kinder ist – zu 49% regelmäßig betreut, und der Ex-Partner, der in 24% der Fälle regelmäßig einspringt.

Eine wichtige Frage, die sich Familiengründer im Pustertal stellen müssen, ist diejenige nach dem gemeinsamen „Nest“. Wie Abbildung 7 zeigt, dominiert dabei ganz deutlich – und wie für Südtirol typisch – das Eigenheim.

Eigenheim oder Miete?

Von den Familien, in denen die Kinder ... alt sind (n=687)

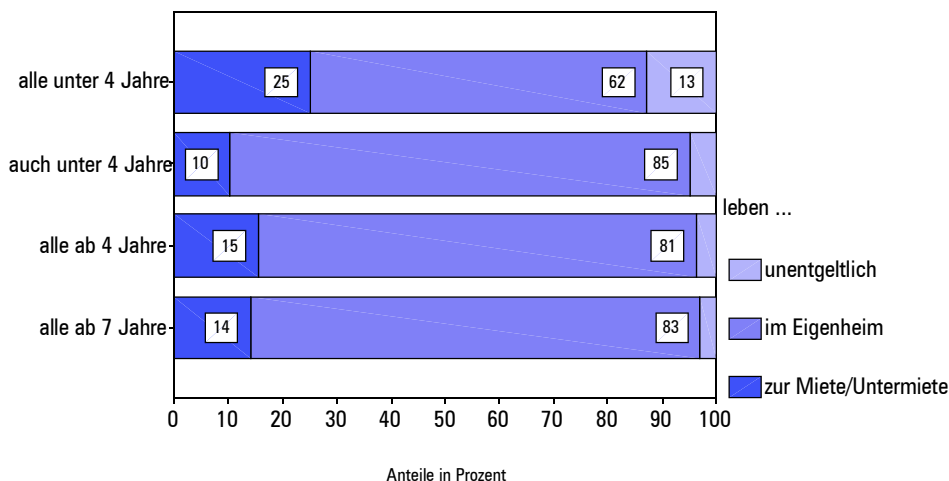


Abbildung 7: Eigenheim oder Miete

Selbst von den „jungen“ Familien, in denen alle Kinder Kleinkinder unter 4 Jahren sind, leben nur 25% in einer Mietwohnung. 62% sind bereits im Besitz eines Eigenheims und 13% leben unentgeltlich, also z.B. (noch) bei den Eltern oder anderen Verwandten. Bei den Familien mit älteren Kindern steigt die Eigenheimquote dann sogar auf über 80%. Am höchsten ist sie bei den Familien, die sowohl Kleinkinder als auch ältere Kinder haben, und es wurde bereits gesagt, dass sich gerade diese Familien durch besonders günstige Lebensumstände auszeichnen und dass sie sich wahrscheinlich genau deswegen für ein weiteres Kind entschieden haben.

Das Ideal des Eigenheims hat natürlich seinen Preis. Abbildung 8 zeigt, dass von den jungen Familien, die sich diesen Traum bereits erfüllt haben, 28% Geldsorgen oder Schulden haben.

Junge Familien mit Geldsorgen oder Schulden

nach Wohnform (nur Familien mit Kleinkindern unter 4 Jahren: n=248)

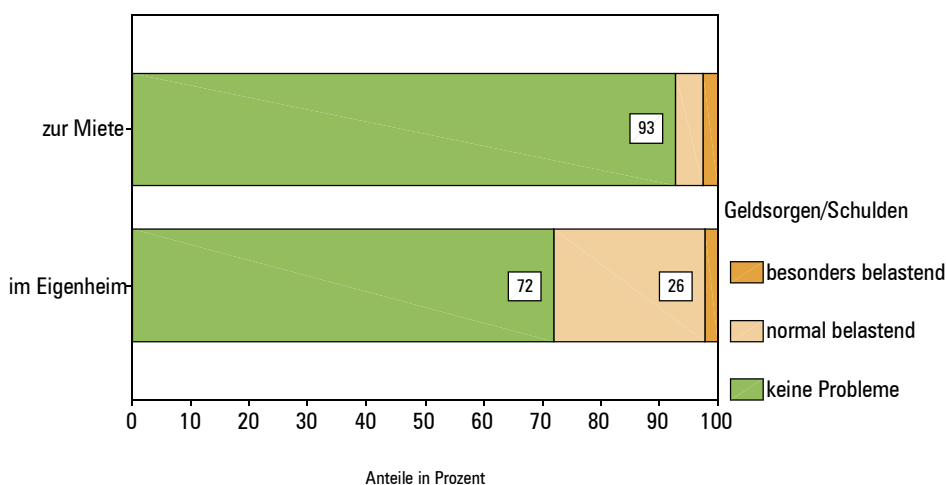


Abbildung 8: Junge Familien mit Geldsorgen oder Schulden nach Wohnform

Der frühzeitige Erwerb eines Eigenheims ist damit eine der Hauptursachen von angespannten finanziellen Verhältnissen. Die dadurch verursachten Belastungen werden allerdings in den meisten Fällen als normal erachtet und bereitwillig in Kauf genommen: Verschuldete Familien in Eigenheimen sind mit ihrer Wohnsituation deutlich zufriedener als Familien ohne finanzielle Sorgen, die aber zur Miete wohnen.

Angesichts des auch in der Peripherie recht angespannten Wohnungsmarktes kann die Anmietung einer geeigneten Wohnung ebenfalls

zu einem erheblichen Kostenfaktor werden. Nimmt man alle Wohnkosten zusammen, sind es wiederum die jüngsten Familien, die mit durchschnittlich etwa 770 Euro für Miete bzw. Ratenzahlungen und Nebenkosten die höchsten monatlichen Belastungen zu tragen haben (Abbildung 9). Im Gesamtdurchschnitt sind es knapp 680 Euro. Familien mit älteren Kindern, die nicht nur zu einem höheren Anteil im Eigenheim leben, sondern dieses auch häufiger bereits abbezahlt haben, wohnen am günstigsten.

Wohnkosten (Miete/Raten+Spesen)

nach Familien, in denen die Kindern ... alt sind (n=397)

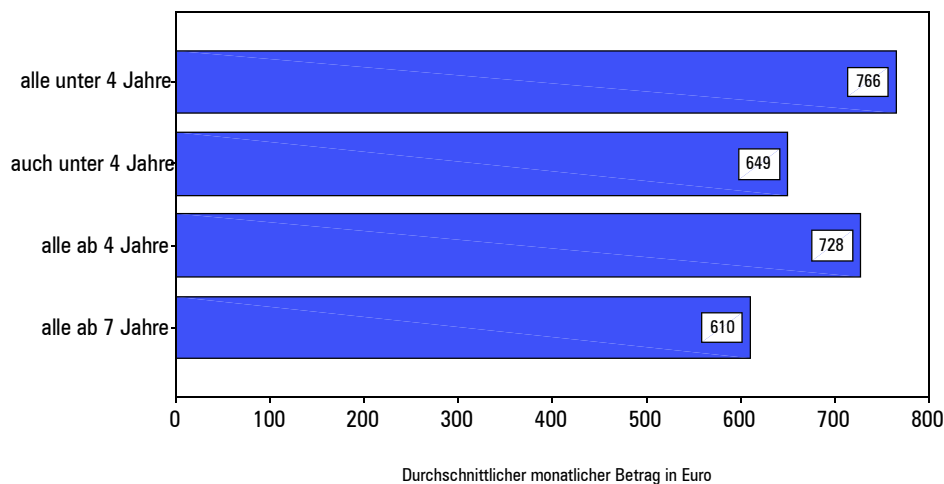


Abbildung 9: Monatliche Wohnkosten nach Familientypen (Alter der Kinder)

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass die Familiengründungen im Pustertal, auch wenn sie zahlreiche Überraschungen und auch Enttäuschungen mit sich bringen können, doch zumeist in eine sehr „normale“ Familienbiografie einmünden. Es dominieren ganz überwiegend klassische Familienformen, während „neue“ Familienformen weiterhin eher ein Randphänomen bleiben. Dies darf dennoch nicht dazu verleiten, die Probleme von Alleinerziehenden zu übersehen oder „neue“ Familienformen als „unnormale“ abzutun. Trennungen und Scheidungen sind auch im Pustertal ein zunehmendes Phänomen, und eine rechtzeitige Auseinandersetzung mit der Frage, wie Trennungen möglichst kinderfreundlich ablaufen könnten und welche Chancen familiäre Netzwerke auch nach einer Trennung noch bieten, kann für zukünftige Familiengenerationen möglicherweise sehr hilfreich sein. Ein demgegenüber schon heute weit verbreitetes und vor allem finanzielles Problem betrifft

dagegen die Wohnsituation. Angesichts der hohen Immobilien- und Mietpreise sind alle diejenigen Familien, die nicht das Glück haben, ein Haus oder eine Wohnung zu erben, von vorneherein benachteiligt. Angetrieben von sozialem Druck und ideellen Werten ist dann die Bereitschaft zur frühen Verschuldung ziemlich hoch, wobei die vorteilhafte wirtschaftliche Situation in Südtirol die Risiken allerdings in Grenzen hält – wenn nicht alles anders kommt, als man denkt, wie die Fallgeschichte abschließend illustriert.

Mit 17 lernte Frau X den späteren Vater ihrer Kinder kennen. Schon nach kurzer Zeit planten die beiden, eine Familie zu gründen und zogen zusammen in eine Mietswohnung. Vor dem ersten Kind wollte Frau X zuerst studieren und ein paar Jahre Berufserfahrung sammeln.

Da Frau X eine kleine Erbschaft erhielt und ihr Freund als Unternehmer gut verdiente, entschieden sich die beiden recht früh, den Traum vom Eigenheim zu verwirklichen, und kauften eine Wohnung, die den Ansprüchen der späteren Familie genügen sollte. Die hohen Raten glaubten die beiden nach einer ersten Durststrecke relativ gut in den Griff zu bekommen.

Viel früher als geplant – gegen Mitte ihres Studiums – erwartete Frau X dann jedoch das erste Kind. Natürlich entschieden sie sich dafür, auch wenn sich das Studium verzögerte und an einen Abbau des Schuldenberges in nächster Zeit nicht zu denken war. Die junge Familie kam in den ersten Jahren einigermaßen über die Runden, und da sich das Studium als recht flexible „Nebenbeschäftigung“ handhaben ließ, entschied sich Frau X für ein zweites Kind. Dass aus der zweiten Schwangerschaft Zwillinge hervorgingen, war dann doch ein ziemlicher Schock.

Außerdem schien es Frau X, dass sich ihr Partner zunehmend veränderte: Er wirkte verschlossener, war oft tagelang in geschäftlichen Dingen unterwegs und kümmerte sich immer weniger um die Familie. Mehrfach versuchte sie ihren Partner zur Rede zu stellen, aber er blockte immer nur ab und redete von lukrativen Geschäftsideen, die der Familie schon bald großen Reichtum bescherten würden.

Die Bombe platzte erst, als eines Tages die Finanzpolizei vor der Haustür stand: Die Familie und die Firma waren restlos pleite, und das bisschen, das Frau X von ihrer Wohnung bereits zu besitzen glaubte, war schon längst verpfändet. Ohne schnelle Hilfe von außen - so glaubte sie - konnte es nicht weitergehen. Ihr Partner meinte jedoch, es gälte nun den Schein zu wahren, Kreditwürdigkeit auszustrahlen, um mit einer Geldspritze einer Bank die Geschäfte wieder ins Laufen zu bekommen. Es verging kein Tag mehr ohne Streit.

Eine Freundin riet Frau X, um öffentliche Beiträge anzusuchen, doch egal, wohin sie sich wandte, die Antwort war immer die gleiche: Auch ihr Partner müsste seine Einkommenssituation offenlegen – „wilde Ehe“ hin oder her. Es waren zu viele Fragen, auf die sie selbst keine Antworten wusste und auf die sie von anderen die widersprüchlichsten Antworten erhielt: Musste sie sich von ihrem Partner zumindest formal trennen? War es klüger, die Wohnung aufzugeben? Inwiefern haftete sie eigentlich für das finanzielle Chaos?

Auf die Räumungsklage reagierte sie rein instinktiv: Sie packte das Nötigste zusammen, nahm die drei kleinen Kinder und ging. Den Moment, als sie ihren Haustürschlüssel in den eigenen Briefkasten warf, wird sie nie vergessen. Bei ihren Eltern fand sie während der nächsten Zeit Unterschlupf. Es begann ein langwieriger Papierkrieg, der neben großem Leid wenigstens Klarheit brachte: Die Beziehung war endgültig zerbrochen, die Wohnung verloren, und die Raten für die Einrichtung würden an ihr hängen bleiben.

Heute lebt Frau X immer noch bei ihren Eltern - sie selbst in ihrem früheren Kinderzimmer und ihre Kinder im Kinderzimmer ihres Bruders. Manchmal hat sie das Gefühl, nicht die Mutter, sondern eher die große Schwester ihrer Kinder zu sein. Ihr Studium hat sie auf Eis gelegt, um zu arbeiten, aber sie träumt davon, es vielleicht eines Tages zu Ende bringen zu können. Von einer neuen Familie träumt sie seltener - sie weiß nicht, ob sie noch einmal das nötige Vertrauen in jemanden aufbringen kann.

5 „Wohin mit den Kindern?“

Der Mann von Frau X hat viel Arbeit und entlastet sie in der Kinderbetreuung kaum. Jeden Tag muss sie schauen, dass alles klappt und sie rechtzeitig zur Arbeit kommt: „Und immer alles muss die Mama tun, weil wenn der Papi da ist, das zählt nicht, Mama muss. Und ja, da sagt er oft: was soll ich dir abnehmen, sie 'picken' [kleben] bei dir“

In nahezu allen befragten Familien ist der hauptsächlich betreuende Elternteil vor der Geburt des ersten Kindes erwerbstätig. Auch nach der Geburt des ersten Kindes ist noch rund ein Drittel der Befragten aktiv erwerbstätig – die Hälfte davon sogar in Vollzeit. Gleichzeitig steht aber auch ein gewisser Anteil der Befragten der außerfamiliären Betreuung der Kinder durch Einrichtungen recht skeptisch gegenüber. Ein Konflikt zwischen Wünschen und Pflichten, Beruf und Familie ist damit vorprogrammiert.

Abbildung 10 zeigt, dass rund ein Drittel der Befragten der Meinung ist, dass eine außerfamiliäre Betreuung von Kleinkindern durch Einrichtungen – im Allgemeinen oder in einem privaten Hort – der Entwicklung der Kinder eher schadet. Zieht man noch die Unentschlossenen ab, so steht nur etwa die Hälfte einer außerfamiliären Betreuung positiv gegenüber.

Akzeptanz von Kleinkind-Betreuung und Ganztagsbetreuung

Haltung gegenüber bestimmten Betreuungsformen (n=687)

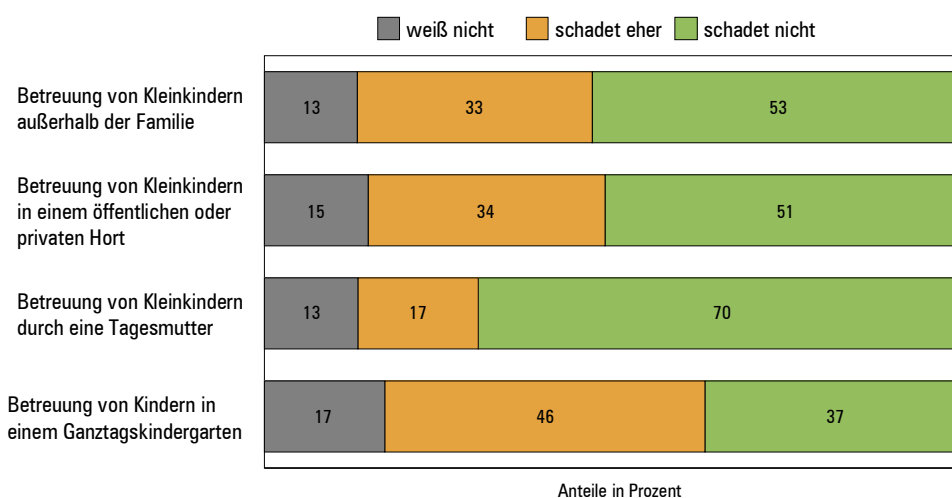


Abbildung 10: Akzeptanz außerfamiliärer bzw. ganztägiger Kinderbetreuung

Am ehesten wird von den Befragten noch eine Betreuung durch eine Tagesmutter akzeptiert, wobei diese im Grunde genommen aber keine „Einrichtung“ darstellt. Die Eltern schätzen an diesem Konzept möglicherweise, dass die Betreuung konstant durch eine bestimmte Person in deren eigener Wohnung – also in einer Art „Familie“ – stattfindet und sie die Tagesmutter persönlich kennen lernen und auf die Art der Betreuung in gewissem Maße Einfluss ausüben können. Auf relativ deutliche Ablehnung stößt auch das Konzept des Ganztagskindergartens für Kinder, die dem Kleinkindalter bereits entwachsen sind.

Die Bereitschaft, Kleinkinder in die Obhut von professionellen Einrichtungen zu geben ist – wie Abbildung 11 zeigt – in der italienischen Sprachgruppe deutlich höher. Der Unterschied zwischen der deutschen und der italienischen Sprachgruppe lässt sich dabei nicht mit Stadt-Land-Unterschieden erklären – auch deutschsprachige Stadtbewohner sind skeptischer als ihre italienischsprachigen Nachbarn. Die Ladinier nehmen in dieser Frage eine Mittelposition ein, sind aber den Deutschsprachigen etwas näher als der italienischen Sprachgruppe.

Betreuung von Kleinkindern außerhalb der Familie

Akzeptanz nach Muttersprache (ohne "andere Sprache": n=683)

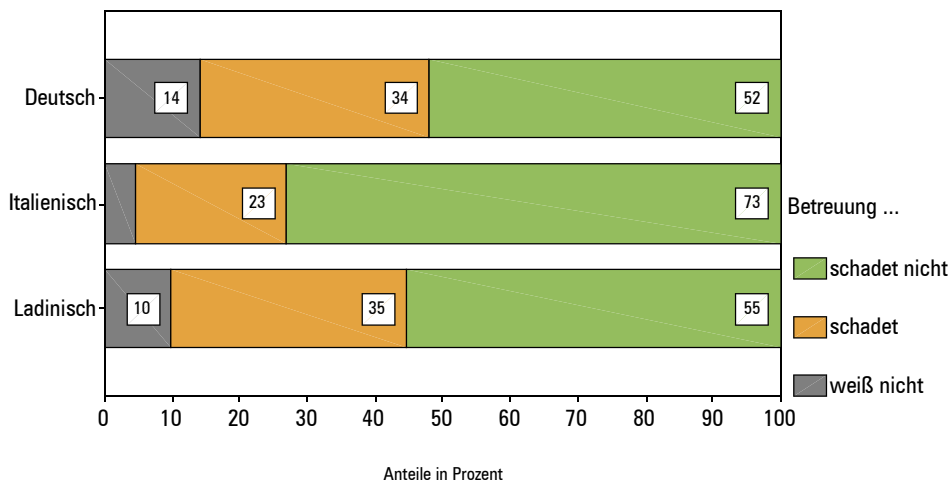


Abbildung 11: Akzeptanz außerfamiliärer Kleinkindbetreuung nach Sprachgruppe

Neben den grundsätzlichen soziokulturellen Anschauungen hinsichtlich der außerfamiliären Kleinkindbetreuung – übrigens: je höher der Bildungsstand, desto größer die Akzeptanz – sind natürlich auch ganz konkrete Bedarfssituationen und eventuelle Erfahrungen von großem

Stellenwert. Von den Vollzeitberufstätigen ist beispielsweise nur rund ein Viertel der Meinung, dass Einrichtungen einen schädigenden Einfluss auf die Entwicklung von Kleinkindern haben. Abbildung 12 zeigt außerdem, dass die meisten Kritiker unter denen zu finden sind, die gar keine Kinder im entsprechenden Alter haben. Die akut betroffenen Familien mit Kindern im Kleinkindalter – und hier vor allem die ganz „jungen“ Familien – stehen professionellen Betreuungslösungen dagegen deutlich aufgeschlossener gegenüber. Es darf daher durchaus von einem Sinneswandel hinsichtlich der Kleinkindbetreuung gesprochen werden. Beim harten Kern der Kritiker handelt es sich dagegen vorwiegend um solche, die sich die Kritik gut leisten können, weil sie selbst derzeit gar keinen Bedarf für solche Betreuungsformen haben oder in der Vergangenheit hatten.

Betreuung von Kleinkindern außerhalb der Familie

Akzeptanz nach Familien, in denen die Kinder ... alt sind (n=687)

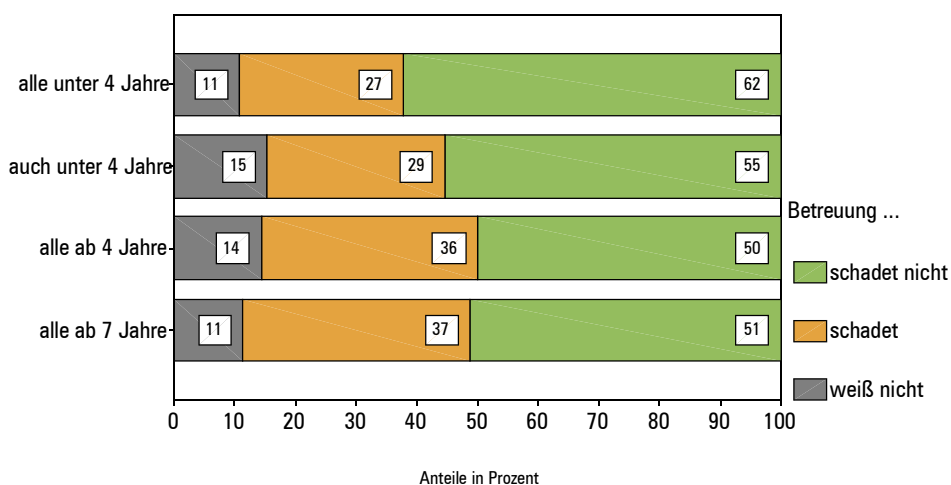


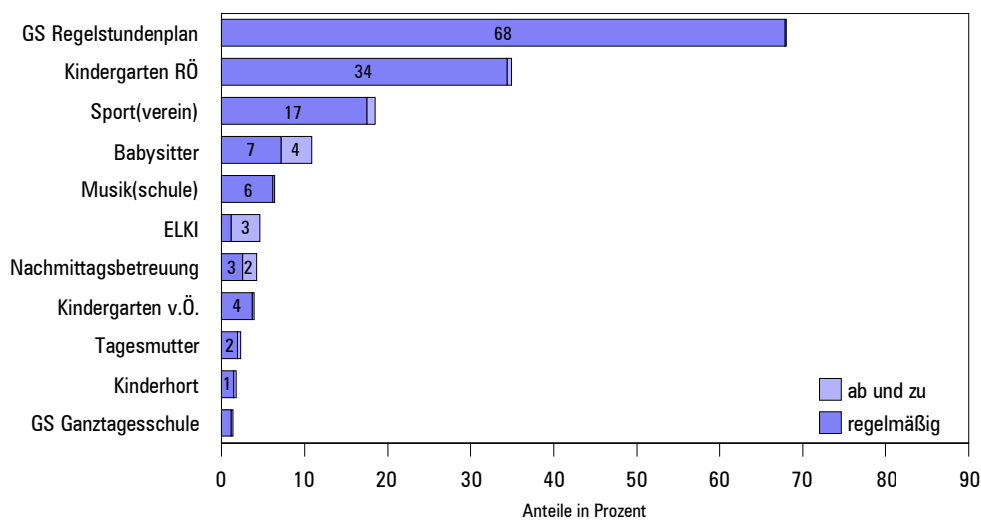
Abbildung 12: Akzeptanz außerfamiliärer Kleinkindbetreuung nach Familientypen (Alter der Kinder)

Die konkrete Inanspruchnahme von Betreuungseinrichtungen im Pustertal ist in Abbildung 13 dargestellt. An allererster Stelle steht dabei die Grundschule, die ja nicht nur ein Angebot, sondern auch Pflicht ist. Dabei handelt es sich fast ausschließlich um Grundschulen mit Regelstundenplan. Ganztagschulen landen bei den aufgelisteten „Betreuungseinrichtungen“ auf dem letzten Platz. An zweiter Stelle steht der Kindergarten, wobei Kindergärten mit verlängerten Öffnungszeiten – immerhin 4% der befragten Familien nutzen dieses Angebot regelmäßig – eine gewisse Rolle spielen. Auf dem dritten Platz landen Sportvereine

und organisierte sportliche Aktivitäten, die zwar ursprünglich nicht auf der Liste der abgefragten Einrichtungen standen, aber zu einem beträchtlichen Anteil als „sonstige Betreuungseinrichtung“ genannt wurden. Zu einem geringeren, aber ebenfalls beachtlichen Anteil wurden auch Musikschulen und sonstige betreute musikalische Aktivitäten zu den „Betreuungseinrichtungen“ gezählt.

Kinderbetreuung durch Einrichtungen

Anteil der Familien, die die genannten Einrichtungen in Anspruch nehmen (n=687)



„GS“ = Grundschule; „RÖ“ = Regelöffnungszeiten; „ELKI“ = Eltern-Kind-Zentrum; „v.Ö.“ = verlängerte Öffnungszeiten

Abbildung 13: Inanspruchnahme von Betreuungseinrichtungen

Alle bisher genannten Einrichtungen sind in erster Linie für die Betreuung älterer Kinder zuständig. Die einzige nennenswerte Inanspruchnahme von Diensten auch für Kleinkinder betrifft private Babysitter. Tagesmütter und Kinderhorte spielen nur eine untergeordnete Rolle. Die Nutzung von Betreuungsangeboten für Kleinkinder ist übrigens – anders, als man vielleicht glauben würde – auch bei entsprechend „jungen“ Familien mit Kleinkindern nicht höher. Wägt man den berufsbedingten Bedarf, die Akzeptanz und die Inanspruchnahme gegeneinander ab, so kann fast nur ein fehlendes Angebot für die geringe Nutzung verantwortlich sein. Das bedeutet, dass die Pusterer Familien ihren Betreuungsbedarf auf alternativen „informellen“ Wegen decken.

Abbildung 14 zeigt, welche Personen – also Partner, Verwandte und Bekannte – unentgeltlich bei der Betreuung der Kinder einspringen, wenn die Hauptbetreuungsperson selbst keine Zeit hat. Auch wenn man einmal den Partner, der nach der befragten Person den Löwenanteil an

der Kinderbetreuung trägt, außer Acht lässt, wird deutlich, dass das informelle Betreuungsnetzwerk einen größeren Anteil des Bedarfs abdeckt als die formellen Einrichtungen – vor allem im Bereich der Kleinkindbetreuung. Dabei leisten insbesondere die Großeltern der Kinder einen ganz beachtlichen Beitrag, der natürlich nur möglich ist, wenn sie in der Nähe oder sogar im gleichen Haushalt leben – in 13% aller Familien ist das der Fall. Insgesamt übernehmen in 70% aller befragten Familien die Großeltern einen mehr oder minder großen Teil an der Kinderbetreuung. Dieser Anteil ist in den verschiedenen Familientypen – legt man hier das Alter der Kinder als Unterscheidungsmerkmal zu Grunde – relativ konstant. Was sich mit dem Alter der Kinder dagegen verändert, ist der Umfang der Betreuungsleistung: Bei Familien mit Kleinkindern springen die Großeltern regelmäßiger ein, als etwa in Familien mit älteren Kindern, wo sich zunehmend auch die älteren Geschwister einmal um die jüngeren kümmern. Einen wichtigen Stellenwert nehmen die Großeltern auch bei Alleinerziehenden ein – in mehr als einem Drittel der Fälle wohnt man dann auch zusammen in einem Haushalt.

Kinderbetreuung durch Personen (unentgeltlich)

Anteil der Mütter/Väter, die durch die genannten Personen unterstützt werden (n=687)

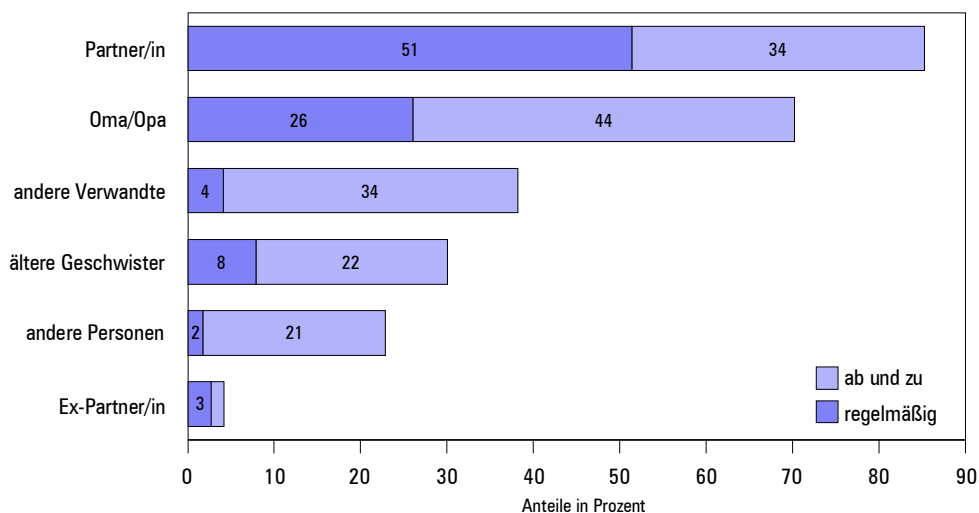


Abbildung 14: Unentgeltliche Kinderbetreuung durch Personen

Letztendlich lässt sich sagen, dass den Großeltern hinsichtlich der Kinderbetreuung eine zentrale Bedeutung zukommt. Es wäre vielleicht übertrieben zu sagen, dass die traditionelle Großfamilie im Pustertal ungebrochen fortbesteht, aber die Kinderbetreuung in einem privaten Mehrgenerationen-Familienverband ist – wenn auch nicht unbedingt im

selben Haushalt – alltägliche Realität. Erst mit dem Heranwachsen der Kinder wird dann der Kindergarten zur zweiten zentralen Säule der Kinderbetreuung.

Die Kinderbetreuung teilt sich Frau X mit ihrem Ehemann und ihrer Mutter. Vormittags geht die Oma zwei Stunden mit der Tochter spazieren, dann übernimmt Frau X bis zur Zimmerstunde ihres Mannes. Er geht dann mit der Kleinen nach Hause und kommt am späten Nachmittag zurück. Jetzt hat Frau X inzwischen fertig, und nach dem Abendessen bringt sie ihre Tochter heim. „Das funktioniert einwandfrei, momentan. Im Winter müssen wir schauen, weil da ist dann auch das Kleine [Frau X ist schwanger]. Nächsten Winter dann, da geht sie eh in den Kindergarten, dann haben wir wieder nur eines, da geht es ganz gut.“

Dass die Großeltern für die Betroffenen zunächst einmal eine große Entlastung sind, zeigt sich daran, dass diejenigen, die auf ihre eigenen Eltern bzw. Schwiegereltern zurückgreifen können, auch eher die Möglichkeit haben, einer Berufstätigkeit nachzugehen. Wie Abbildung 15 zeigt, sind gut drei Viertel der Befragten, die von dieser Seite aus regelmäßig Unterstützung erfahren, aktiv erwerbstätig – ein Viertel sogar in Vollzeit. Stehen die Großeltern dagegen nicht oder nur ab und zu zur Verfügung, so ist die Erwerbstätigenquote deutlich niedriger.

Derzeitige Tätigkeit

nach Kinderbetreuung durch die Großeltern (n=687)

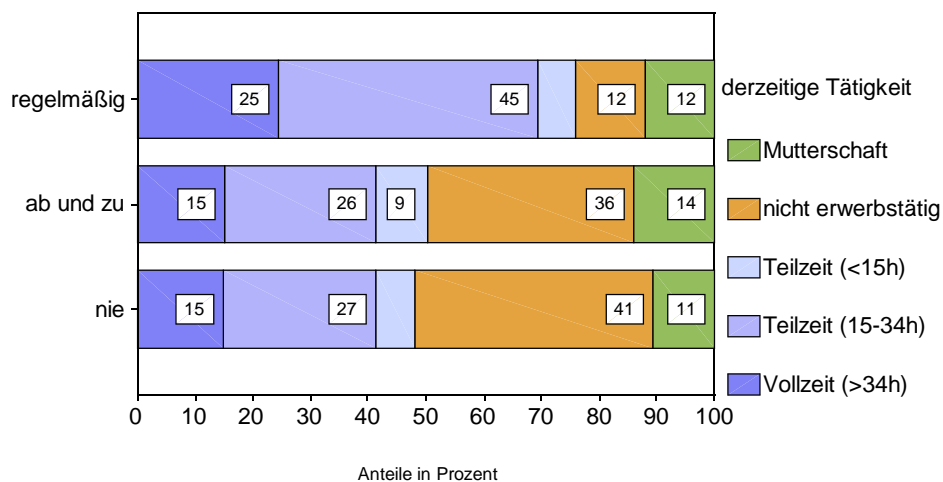


Abbildung 15: Derzeitige Berufstätigkeit nach Kinderbetreuung durch Großeltern

Dabei bleibt zwar offen, ob die Betreuung durch die Großeltern Wunsch oder nur Notlösung ist, aber immerhin sind Befragte, die über eine solche Lösung verfügen, insgesamt zufriedener mit der Kinderbetreuung als diejenigen, die dafür z.B. einen Babysitter in Anspruch nehmen. Bevor man aber nun die traditionelle Betreuung durch die Großeltern als ideale Allgemeinlösung betrachtet, muss man bedenken, dass andererseits für rund 30% der Familien diese Lösung aus verschiedenen Gründen nicht in Frage kommt. Schließlich setzt die Betreuung durch die Großeltern neben der rein geografischen Nähe und natürlich der grundsätzlichen Bereitschaft auch Gesundheit und ein einigermaßen harmonisches Verhältnis voraus.

Zur Zeit lebt Herr X im Haus seiner Eltern, wo er eine kleine Gästewohnung bewohnt. Sein Sohn hat sein Zimmer neben dem der Oma. Gewohnt und gegessen wird eigentlich im Haushalt seiner Mutter, die auch das Kind betreut, wenn Herr X arbeitet. „Es ist nicht einfach, mit 36 Jahren wieder bei seinen Eltern zu wohnen.“

Viele Eltern haben den Eindruck, dass sich die Großeltern über die Kinderbetreuung hinaus zu sehr in die Erziehung der Kinder oder gar in das Zusammenleben der Ehepartner einmischen. Für eine Mutter spielt es dabei keine geringe Rolle, ob es sich um die eigenen Eltern oder die Eltern des Partners handelt. Oft kommt es zu einem typischen „Schwiegermutterproblem“. Eine gemeinsame Haushaltsführung oder gar benegte Wohnverhältnisse verschärfen solche Konflikte noch zusätzlich.

Wenn Frau X in den Garten geht, dann weiß sie genau, innerhalb weniger Minuten ist die Schwiegermutter auch da. Das Zusammentreffen verläuft meist friedlich, man betreibt etwas Smalltalk und schaut, sich zu vertragen. Wenn gerade wieder gestritten wurde, vermeidet Frau X den Kontakt, beispielsweise in den Garten zu gehen. Sie will verhindern, dass die Schwiegermutter über ihren Mann bei ihr schimpft und sie gegeneinander ausspielt.

Auf der anderen Seite sind Großeltern als Betreuungspersonen nicht immer jedem Problem gewachsen. Das fortschreitende Alter, eigene Krankheiten oder Gebrechen oder bestimmte überkommene Werthaltungen können der betreuenden Unterstützung im Wege stehen, z.B. bei schwierigen Kindern, außerehelichen Kindern oder auch behinderten Kindern, bei denen eine besondere Art der Betreuung notwendig ist.

Unterstützung fand Frau X eigentlich nur bei ihrem Mann. „Die einzige Stütze, die ich gehabt habe, war mein Mann. Mein Vati, die Mama, die haben mit dem Kind nichts anfangen können [...] Zum Glück war es klein, und dann ist es da gelegen und keiner hat es angeschaut.“

Die Kinderbetreuung ist insgesamt eine große organisatorische Herausforderung, doch echte Betreuungsengpässe kommen nur in knapp jeder dritten Familie vor. Wie Abbildung 16 zeigt, finden sich regelmäßige Probleme meist da, wo die Betreuung in der Familie in die Betreuung durch Einrichtungen übergeht bzw. umgekehrt. Diese typischen Schnittpunkte sind früh morgens und beim Bringen bzw. beim Abholen und mittags. Interessant ist, dass diese Engpässe zwar einerseits nur kurze Zeitspannen umfassen – oft geht es bei den Berufstätigen nur um eine halbe Stunde – andererseits die Kinder aber einer besonderen Aufmerksamkeit bedürfen – also etwa bei den Mahlzeiten oder auf ihrem Schulweg im gefährlichen Straßenverkehr. Erweiterte Öffnungszeiten, Fahrdienste und Speisung könnten Maßnahmen seitens der Einrichtungen sein – oft erzeugt hier das Angebot mehr Nachfrage, als man zunächst annimmt.

32% der Familien haben Betreuungsengpässe, und davon ...

Anteil der Familien mit Schwierigkeiten in den genannten Situationen (n=215)

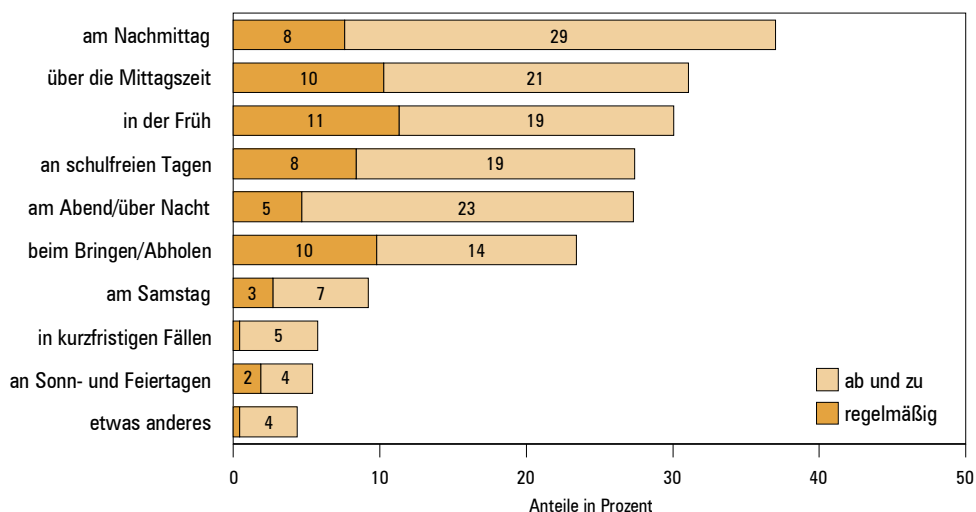


Abbildung 16: Situationen, in denen Betreuungsengpässe auftreten

Nachmittags ist der Betreuungsbedarf dagegen eher zeitintensiv. Insbesondere bei Vollzeitberufstätigen geht es dann darum, die Kinder bis

zum Abend versorgt zu wissen. Hier reicht bezüglich der Einrichtungen meist eine Verlängerung der Öffnungszeiten und eine Betreuung der Kinder beim Spielen miteinander oder beim Hausaufgabenmachen aus. Auch Vereinsaktivitäten sind natürlich eine gute Möglichkeit, den Müttern einige „freie“ Nachmittage in der Woche zu verschaffen.

Eine dritte Art von Betreuungseingpass, der als „etwas anderes“ offen genannt wurde, bezieht sich auf unvorhergesehene Notfälle. Hier ist das Einsatzfeld von Einrichtungen oft relativ beschränkt, denn wenn die Kinder z.B. krank sind und im Bett bleiben müssen, bedarf es einer individuellen Betreuung durch Vertrauenspersonen – also entweder durch die Eltern selbst oder durch Angehörige oder Nachbarn. Immerhin rund 5% der Befragten wüssten in einer solchen Situation niemanden, der einspringen könnte. Besonders dramatisch kann die Situation bei Alleinerziehenden werden, die keinen Rückhalt durch ein familiäres Netzwerk finden.

„Die Kinder haben einfach keine Oma und niemanden, der mir helfen würde, gar niemanden. Wenn ich jemanden habe, dann muss ich sie zahlen, und das ist nicht möglich.“

Insgesamt sind knapp zwei Drittel der befragten Familien mit der Kinderbetreuung sehr zufrieden. Knapp ein weiteres Drittel ist immerhin ziemlich zufrieden. Der Anteil an Unzufriedenen ist damit sehr klein. Allerdings müssen diese Ergebnisse vor dem Hintergrund der geringen Inanspruchnahme von Einrichtungen, der möglichen Skepsis und der Erwartungen an sich selbst gesehen werden. Oft richtet sich die Unzufriedenheit bei Betreuungseingpässen nicht gegen die Betreuung an sich, sondern gegen andere Lebensbereiche wie z.B. das Berufsleben und das familiäre Zusammenleben insgesamt.

Die finanziellen Belastungen durch die Kinderbetreuung fallen weniger ins Gewicht – vor allem, wenn die Kinder bereits zur Schule gehen. Bei Kleinkindern halten sich die Belastungen ebenfalls in Grenzen, weil weniger Einrichtungen in Anspruch genommen werden. Am meisten wird das Haushaltsbudget in Familien belastet, in denen alle Kinder im Kindergartenalter sind. In dieser Phase fällt eine intensive Beanspruchung von Einrichtungen und Zusatzbetreuung an, die häufig mit der Rückkehr in den Beruf verknüpft ist.

Wie Abbildung 17 zeigt, ist insgesamt ein Drittel der Befragten entweder bereit, neben den eigenen Kindern auch andere Kinder mitzubetreuen, oder tut dies sogar schon – natürlich unter der Voraussetzung, dass sie dafür eine gewisse Gegenleistung erhalten. In Kapitel 8 über soziale Netzwerke wird diese Thematik noch weiter vertieft.

Bereitschaft zur Mitbetreuung anderer Kinder

Anteile in Prozent (n=687)

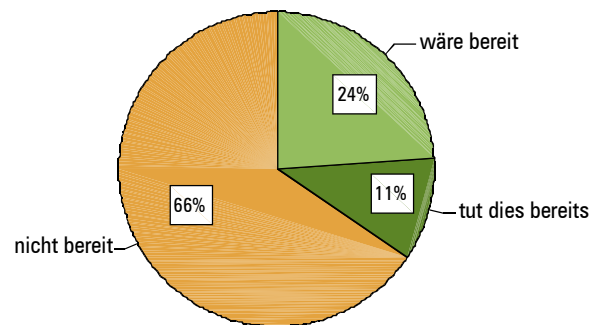


Abbildung 17: Bereitschaft zur Mitbetreuung anderer Kinder

Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass bei den Befragten eine ausgeprägte Bereitschaft vorhanden ist, die Betreuung der Kinder selbst zu übernehmen und dabei auch berufliche Nachteile in Kauf zu nehmen. Dies wird im folgenden Kapitel noch deutlicher. Die Inanspruchnahme von Kleinkindeinrichtungen ist daher eher gering. Einen sehr großen Teil der Betreuung übernehmen dagegen die Großeltern der Kinder, die allerdings nicht in allen Familien zur Verfügung stehen und damit sicherlich keine allgemein gültige Lösung darstellen. Vor dem Hintergrund der demografischen Alterung der Gesellschaft lohnt sich allerdings trotzdem – etwa unter dem Stichwort „Leihoma“ – ein Weiterdenken in diese Richtung. Die abschließende Fallgeschichte beleuchtet aber auch noch einmal andere Facetten dieser Betreuungslösung.

Frau X wurde schwanger als sie noch sehr jung war, heiratete den Vater des Kindes und lebt mit ihm und den mittlerweile vier Kindern auf dessen Bauernhof, auf dem sie selbst arbeitet und für die Vermarktung verantwortlich ist. Diese Aufgaben nehmen viel Zeit in Anspruch und machen die Betreuung der Kinder manchmal schwierig – sei es beim Hinbringen und Abholen von Schule und Kindergarten, die einige Kilometer weiter im Hauptort liegen, beim Erledigen der Hausaufgaben, die die Älteste nicht alleine machen will und bei der Betreuung des Jüngsten, der erst 2 Jahre alt ist.

Zumindest zeitweise könnten die Großeltern, die im selben Haus wohnen, die Betreuung der Kinder übernehmen, damit Frau X zumindest einige Stunden am Tag ungestört ihrer Arbeit nachgehen kann – allerdings ist das Verhältnis zu den Schwiegereltern, besonders zur Großmutter, sehr problematisch: diese kritisiert Frau X ständig, lässt kein gutes Haar an allem, was Frau X tut – sei es nun die Kindererziehung oder die Arbeit auf dem Hof – und beklagt sich bei den Geschwistern des Mannes von Frau X ständig über irgendetwas, was auf dem Hof anscheinend nicht stimmt. Frau X fühlt sich durch diese Situation sehr belastet und unter ständiger Kontrolle. Dazu kommt noch der große Altersunterschied, der zwischen den beiden liegt, wodurch Frau X und ihre Schwiegermutter ganz verschiedene Vorstellungen davon haben, wie Kinder erzogen werden sollen und ab wann und wie viel sie am Hof mithelfen müssen. Bei diesem Thema kommt es dementsprechend oft zu Meinungsverschiedenheiten.

Schon oft hat Frau X ihren Mann auf das Problem angesprochen, dieser blockt aber ab und sagt, die beiden sollten dies selbst regeln, da er sich nicht zwischen seine Mutter und seine Frau stellen möchte. Im Moment versucht Frau X ihrer Schwiegermutter – so weit dies auf einem Bauernhof überhaupt möglich ist – aus dem Weg zu gehen, um Konfrontationen zu vermeiden.

In besonderen Stresssituationen greift Frau X auf ihre eigene Mutter zurück, die glücklicherweise im Hauptort wohnt. Diese nimmt die Kinder sehr gerne bei sich auf und würde die Aufgabe auch gerne öfters übernehmen, aber es besteht das Problem, dass sie zu gutmütig ist und ihr die Kinder auf der Nase herumtanzen. Frau X findet, dass ihre Mutter den Kindern viel zu viel durchgehen lässt, fürchtet um deren gute Erziehung und sieht ihre eigene Autorität dadurch untergraben.

Auf jeden Fall muss demnächst eine Lösung gefunden werden, da Frau X Angst hat, dass ihre Kinder nicht gut betreut werden oder dass ihr die Arbeit über den Kopf wächst. Die wohl einfachste Lösung wären nach wie vor die Schwiegereltern am Hof.

Andererseits gibt es am Hauptort jetzt eine Einrichtung, die Kleinkinder betreut. Da sie sowieso fast jeden Tag die älteren Kinder dort hinbringen muss, könnte sie ihren Kleinsten einfach mitnehmen und dortlassen. Aber irgendwie fühlt sie sich bei dem Gedanken als Rabenmutter. In dieser Hinsicht würde sie sogar ausnahmsweise ihrer Schwiegermutter Recht geben, die über diese Einrichtung und die Mütter, die ihre Kinder dort hinbringen, schon einige Zweifel geäußert hat.

6 „Beruf ‚Eltern‘ – Eltern im Beruf“

„Oft, wenn ich mit Freundinnen und Kindern so auf der Terrasse bin, und die sind alle nicht berufstätig, wie es halt normalerweise ist, da denke ich mir dann wieder: eigentlich wäre es schon fein, einfach nur einen Nachmittag ...“ Oft denkt Frau X sich, wäre sie gern nur Hausfrau, aber das hält sie nach drei Tagen eh nicht mehr aus.

Auf der einen Seite ist die Betreuung von kleinen Kindern ein Fulltime-Job, auf der anderen Seite kommt eine Familie mit nur einem Einkommen vielleicht geradeso über die Runden. Wie Abbildung 18 zeigt, sind zum Zeitpunkt der Befragung mehr als zwei Drittel derjenigen Personen, die sich hauptsächlich um die Kinder kümmern – also meist die Mütter – berufstätig. Auch wenn man die gegenwärtig in Mutterschaft bzw. Wartestand befindlichen Personen abzieht, sind noch mehr als die Hälfte aktiv erwerbstätig. Dabei dominieren vor allem Teilzeitbeschäftigungen: knapp ein Drittel der Befragten arbeitet zwischen 15 und 34 Stunden in der Woche, weitere 8% zumindest stundenweise. Ebenfalls knapp ein Drittel der Befragten ist zur Zeit nicht erwerbstätig.

Derzeitige Tätigkeit

Anteile in Prozent (n=687)

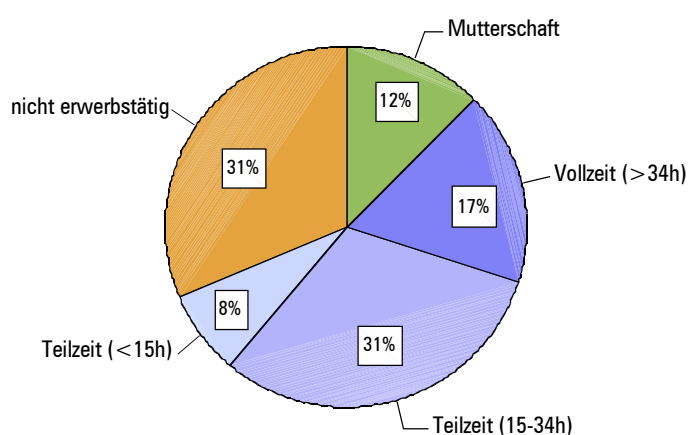


Abbildung 18: Erwerbstätigkeit

Anders sieht die Situation bei den Partnern der Befragten aus – also zumeist den Vätern: Von ihnen sind 91% in Vollzeit und weitere 5% in Teilzeit erwerbstätig. Gesetzliche Freistellung wegen Vaterschaft nutzt

nur ein Bruchteil, und selbst bei den wenigen teilzeitbeschäftigten Vätern spielt nur bei rund der Hälfte die Unterstützung der Mutter bei Kinderbetreuung und Haushalt eine entscheidende Rolle. Damit bestätigt sich die typische Rollenverteilung zwischen den Geschlechtern, so dass im Folgenden auch eher die Mütter im Mittelpunkt stehen sollen.

Bei dieser Momentaufnahme zum Zeitpunkt der Befragung darf nicht vergessen werden, dass das Erwerbsleben der beiden Geschlechter vor der Familiengründung kaum Unterschiede aufwies. Dies wird schon bei einem Vergleich des Bildungsstandes deutlich: Mit 9% Maturantinnen und 21% Hochschulabsolventinnen sind die befragten Mütter ihren Partnern in Sachen Bildung sogar ein wenig voraus (8% Maturanten bzw. 15% Hochschulabsolventen). Berücksichtigt man dann noch ein Durchschnittsalter von rund 27 Jahren bei der Geburt des ersten Kindes, darf es nicht verwundern, dass nahezu alle befragten Frauen davor berufstätig waren – und zwar zumeist in Vollzeit.

Berufsbiografie der befragten Mütter

Tätigkeit in bestimmten Lebenssituationen (n=650)

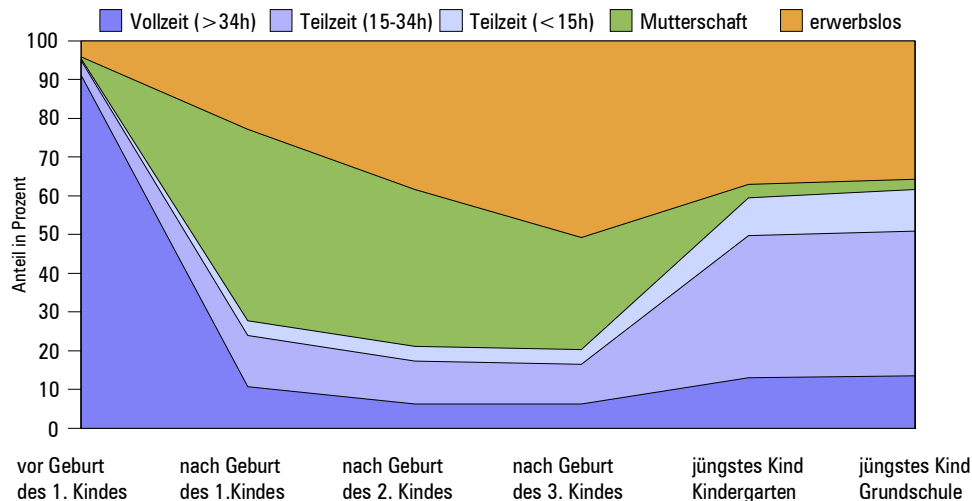


Abbildung 19: Berufsbiografie und Mutterschaft

Wie Abbildung 19 zeigt, änderte sich die Situation mit dem ersten Nachwuchs jedoch drastisch. In über einem Fünftel der Fälle wurde der Beruf ganz aufgegeben, fast die Hälfte nahm die gesetzliche Mutterschaft in Anspruch, und die anderen bemühten sich zumindest, ihre Arbeitszeit zu reduzieren. Diese Veränderungen dürfen sicher als normal und mehrheitlich gewollt angesehen werden. Die Geburt weiterer Kinder ändert dann nur noch wenig an der Erwerbstätigenrate, allerdings steigt der Anteil an Frauen, die völlig aus dem Berufsleben aussteigen,

gegenüber denjenigen, die in diesen Situationen Mutterschaftsurlaub in Anspruch nehmen. Mit dem Eintritt des jüngsten Kindes in den Kindergarten und später in die Schule, d.h. wenn im Normalfall alle Kinder zumindest am Vormittag versorgt sind, nimmt die Erwerbstätigkeit der Mütter wieder deutlich zu – vor allem in Teilzeitstellen.

Der kleine Y war ein Wunschkind. Frau X hatte sich vorgestellt, dass sie bald wieder arbeiten gehen würde. „Das Erste, was ich mir gedacht habe, dass ich nicht werde lange daheim bleiben.“

Insgesamt geben etwa 38% der Frauen, die vor der Familiengründung erwerbstätig waren, ihre Berufstätigkeit im Zusammenhang mit der Geburt der Kinder völlig auf. Abbildung 20 zeigt, dass sich die Berufsbiografie dieser Frauen sehr deutlich von der „Normalbiografie“ unterscheidet. Berufsaussteigerinnen finden – auch wenn die Kinder bereits älter sind – nur ungefähr zu einem Drittel in einen Beruf zurück. Vollzeitbeschäftigungen bleiben dabei die Ausnahme.

Berufsbiografie von Berufsaussteigerinnen

Tätigkeit in bestimmten Lebenssituationen (Mütter, die zwischendurch erwerbslos waren: n=236)

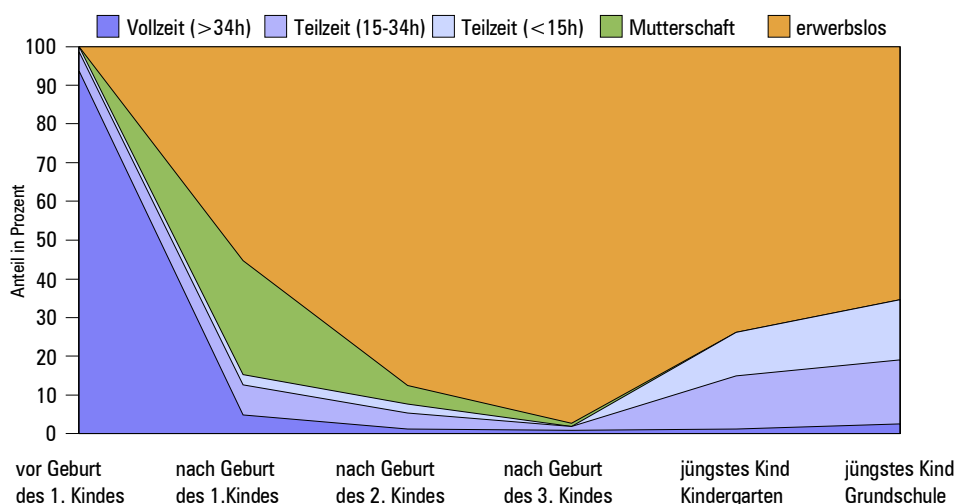


Abbildung 20: Berufsbiografie von Müttern, die im Verlaufe der Geburt der Kinder ihren Beruf mindestens einmal völlig aufgeben

Ein weiterer kritischer Aspekt des Berufsausstiegs ist das Erlöschen des Anspruchs auf Mutterschaftsurlaub. Wenn beispielsweise eine Frau nach der Geburt des ersten Kindes zunächst in Mutterschaft geht, danach ihren Beruf aber doch aufgibt, so verbleiben nach der Geburt wei-

terer Kinder keine großen Alternativen mehr. Als logische Folge kommt es dann zu längeren Phasen der Erwerbslosigkeit, die einen Wiedereinstieg in eine der Ausbildung entsprechende Anstellung erschweren.

62% der befragten Frauen haben einen anderen Weg eingeschlagen und ihre vor der Familiengründung ausgeübte Berufstätigkeit auch nach der Geburt der Kinder aufrechterhalten. Abbildung 21 zeigt allerdings, dass dies ohne die Inanspruchnahme des Mutterschaftsurlaubs kaum möglich gewesen wäre – immerhin knapp zwei Drittel haben so die betreuungsintensive Zeit nach der Geburt der Kinder überbrückt.

Berufsbiografie von Müttern, die berufstätig blieben

Tätigkeit in bestimmten Lebenssituationen (Mütter, die nicht erwerbslos waren: n=383)

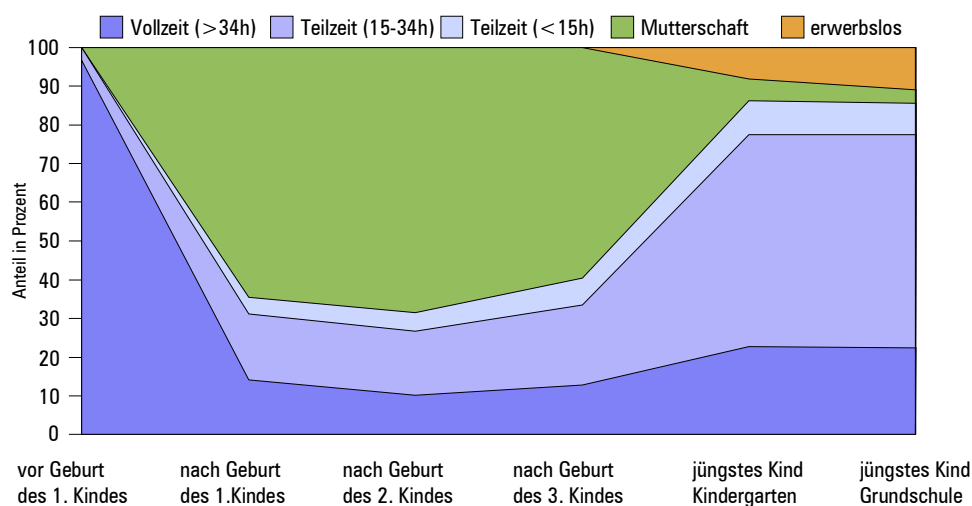


Abbildung 21: Berufsbiografie von Müttern, die im Verlaufe der Geburt der Kinder ihren Beruf nicht aufgeben

Auffällig ist aber auch, dass mehr als jede Zehnte während dieser Zeit in Vollzeit und gut ein Fünftel in Teilzeit berufstätig geblieben ist. Dies erfordert Flexibilität und Kompromissbereitschaft in allen Bereichen – und nicht nur die eigene, sondern auch die der anderen!

Frau X bringt Y in den Kindergarten und die kleine Z zu einer Tagesmutter. Dann fährt sie zur Arbeit. Sie arbeitet halbtags, von 8:00-13:00. Im ersten Kindergartenjahr hat sie Y um 12:30 abgeholt und musste sich jeden Tag eine Stunde Urlaub nehmen, damit sie um 12:00 den Arbeitsplatz verlassen konnte. „Ich habe jede Menge Urlaub gehabt, weil sich schon vorher viel angehäuft hat, bevor ich in Schwangerschaft gegangen bin. Und es häuft sich jetzt auch noch viel an, weil wenn jemand im Urlaub ist, dann gehe ich oft nachmittags oder abends ins Büro.“ Frau X bekommt diese Stunden angerechnet, und ihr Mann kommt im Notfall früher heim und übernimmt die Kinder.

Mit dem Heranwachsen der Kinder ist dann ein starker Trend zur Rückkehr in den aktiven Beruf feststellbar, wobei Teilzeitstellen mit einem Umfang von 15 bis 34 Wochenstunden klar dominieren. Es gibt allerdings auch einen Anteil von etwa 10%, der – möglicherweise mit dem Ende des Mutterschaftsanspruchs – den Beruf dann doch aufgeben musste oder wollte.

12% der Frauen, die ihre Berufstätigkeit aufrechterhielten, geben übrigens an, ihr Partner hätte seine eigene Arbeitszeit reduziert, um bei der Kinderbetreuung mitzuhelfen – bei den Berufsaussteigerinnen waren es nur 8%. Trotz des Unterschieds sind die Anteile aber recht gering und verdeutlichen, dass eine ausgewogene Balance zwischen Familie und Beruf hauptsächlich Aufgabe der Frau ist.

Nun ist es natürlich nicht so, dass ein Berufsausstieg immer die Folge einer gescheiterten Vereinbarkeit von Familie und Beruf ist – in vielen Fällen ist der Austritt aus dem Erwerbsleben von vorneherein eingeplant und Ausdruck des Wunsches vieler Mütter, sich ausschließlich den Kindern zu widmen. Dementsprechend schwingt bei vielen eingeschlagenen Berufskarrieren ein vorläufiger Charakter mit. Es handelt sich dann eben nicht um den Traumberuf, sondern eher um einen Job, der nur die Zeit bis zur Familiengründung überbrücken und zum Startkapital der Familie beitragen soll. Möglicherweise spielt dabei auch die Zuversicht eine große Rolle, dass man zu einem späteren Zeitpunkt wieder relativ problemlos auf dem vergleichsweise entspannten Südtiroler Arbeitsmarkt fündig werden wird. Unter anderen wirtschaftlichen Vorzeichen und angesichts einer Familienpolitik, die einen Großteil ihrer Leistungen an der Fortsetzung der Frauenerwerbstätigkeit bemisst, ist ein solches Verhalten jedoch nicht nur ein riskantes Verlustgeschäft, sondern würde beispielsweise in Deutschland den völligen Verzicht auf eine zukünftige berufliche Betätigung bedeuten.

Vergleicht man – wie in Abbildung 22 – die früheren Berufe von Müttern, die heute nicht mehr erwerbstätig sind, und die jetzigen Berufe von erwerbstätigen Müttern, so stellt man einige charakteristische Unterschiede fest.

Aufgegebene Berufe gegenüber heutigen Berufen

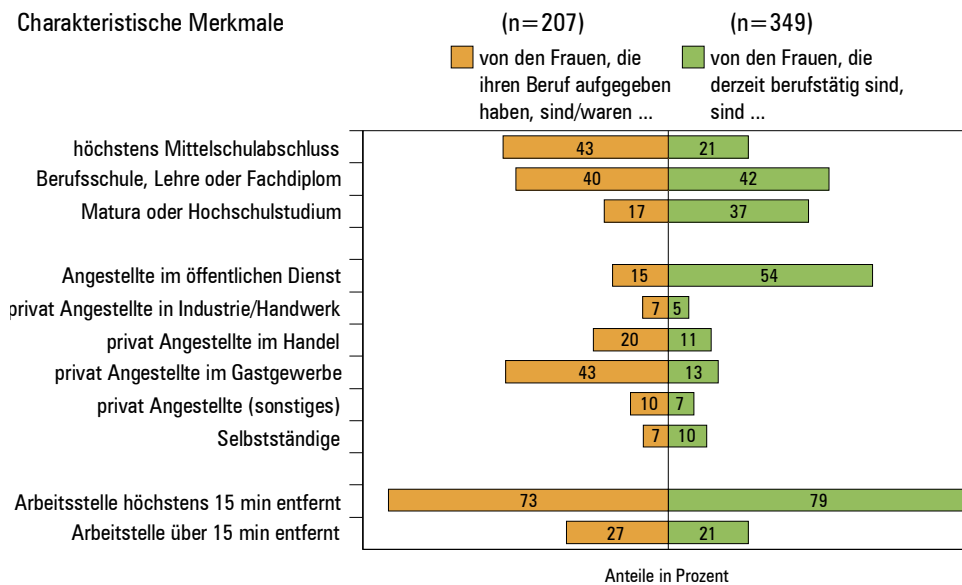


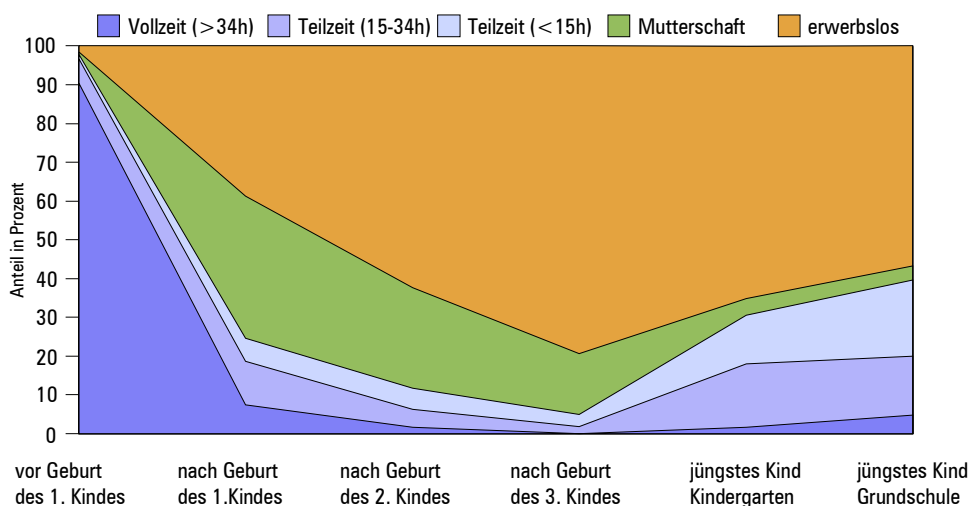
Abbildung 22: Typische Merkmale von aufgegebenen gegenüber heutigen Berufen

Berufsaussteigerinnen weisen typischerweise ein unterdurchschnittliches Bildungsniveau auf und haben in vergleichsweise einfachen Berufen gearbeitet – 43% waren z.B. im Gastgewerbe angestellt. Die aufgegebenen Tätigkeiten sind damit im Schnitt weniger lukrativ und in vielen Fällen sicherlich schwerer mit den familiären Verpflichtungen zu vereinbaren – insbesondere, wenn die Tätigkeit keinen Anspruch auf Mutterschaftsurlaub vorsieht. Ein leichter Zusammenhang zeigt sich auch hinsichtlich der Entfernung der Arbeitsstelle zum Wohnort. Derzeit erwerbstätige Mütter haben dagegen von Anfang an mehr in ihre Ausbildung investiert und arbeiten in privilegiierteren Berufen – 54% im öffentlichen Dienst. Damit nimmt der Beruf in ihrem Leben einen höheren Stellenwert ein, bietet ein besseres finanzielles Auskommen, günstigere Vereinbarkeit und auch nach einem Ausstieg höhere Wiedereinstiegchancen.

Sehr anschaulich wird dies beim Vergleich der typischen Berufsbiografien in Gastgewerbe bzw. öffentlichem Dienst in Abbildung 23.

Berufsbiografie von Müttern im Gastgewerbe

Tätigkeit in bestimmten Lebenssituationen (n=151)



Berufsbiografie von Müttern im öffentlichen Dienst

Tätigkeit in bestimmten Lebenssituationen (n=259)

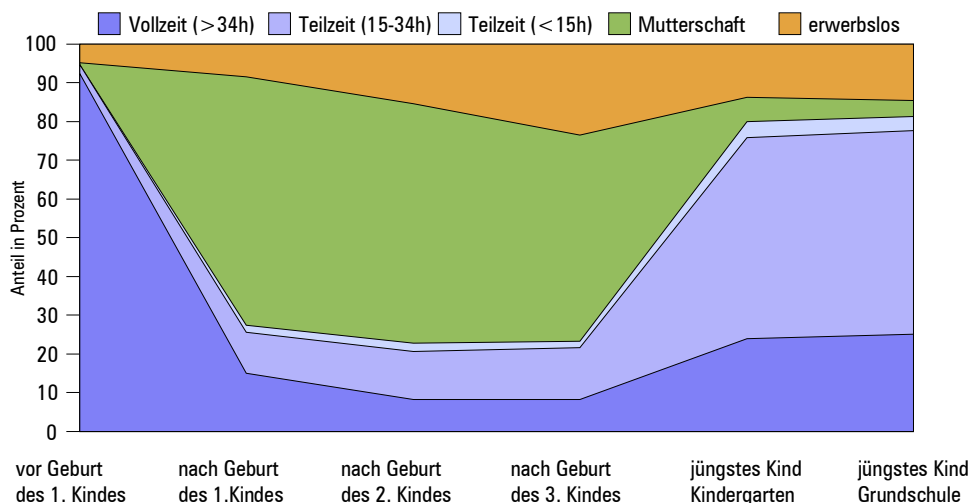


Abbildung 23: Vergleich der typischen Berufsbiografien im Gastgewerbe und im öffentlichen Dienst

Auch wenn die Wiedereinstiegsquote der hochgebildeten Mütter relativ hoch ist, darf man nicht vergessen, dass ihr Anteil an den Müttern möglicherweise zurückgeht. Insbesondere in Deutschland beklagt man gegenwärtig die zunehmende Kinderlosigkeit von Akademikerinnen. Von einigen Initiativen wird daher gefordert, die Mutterschaft „vorzuverlegen“, was bei den betroffenen Frauen allerdings nur auf wenig Akzeptanz stößt und umfangreiche Maßnahmen zur Vereinbarkeit von

Ausbildung und Mutterschaft und zur materiellen Absicherung erfordern würde. Dennoch wäre eine bereits abgeschlossene Familienplanung für Berufsanfängerinnen auf dem Arbeitsmarkt sicherlich von Vorteil.

Die beruflichen Zukunftspläne der Befragten hängen natürlich stark von der derzeitigen Beschäftigung ab (Abbildung 24). Die wenigen Befragten, die nie erwerbstätig waren, können sich zu 79% keine zukünftige Berufstätigkeit vorstellen. Das heißt aber auch, dass gut ein Fünftel sich trotz fehlender Berufserfahrung zumindest eine Teilzeitbeschäftigung wünschen würde. Wer zum Zeitpunkt der Befragung nicht erwerbstätig ist, aber früher einer beruflichen Tätigkeit nachging, wünscht sich überwiegend eine Rückkehr in den Beruf – möglichst in Teilzeit. 39% möchten dagegen weiterhin nicht arbeiten und ein kleiner Teil zunächst eine Aus- oder Fortbildung machen. Die Zukunftsabsichten der derzeit Erwerbstätigen sind deutlich klarer – meist wird eine Fortsetzung der gegenwärtigen Tätigkeit angestrebt: gut drei Viertel der Vollzeitberufstätigen und 83% der Teilzeitbeschäftigten möchten weiterhin im gleichen Stundenumfang tätig sein. Die Befragten in Mutterschaft wünschen sich zwar überwiegend eine Rückkehr in die aktive Berufstätigkeit – vorzugsweise in Teilzeit – doch zieht mindestens jede Zehnte auch die völlige Berufsaufgabe in Erwägung!

Derzeitige Tätigkeit und berufliche Pläne

Ich war/bin ... und möchte in Zukunft ... (n=685)

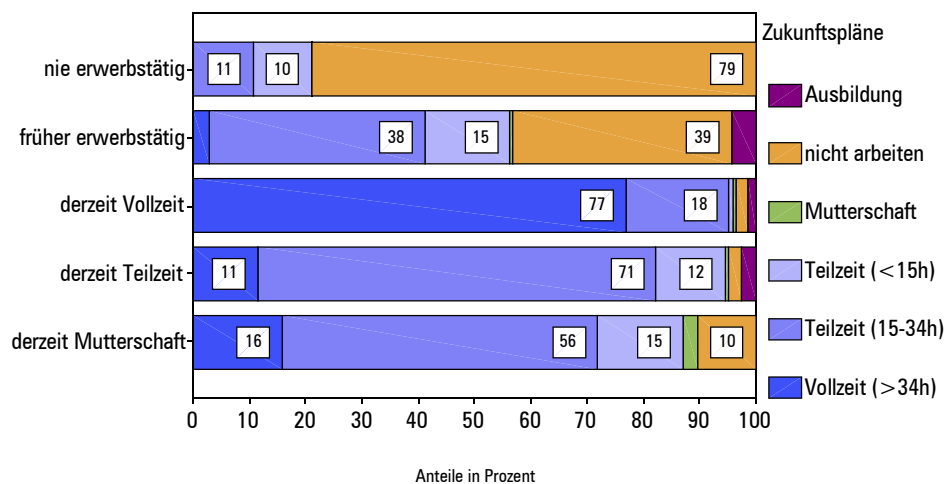


Abbildung 24: Berufliche Pläne nach derzeitiger Tätigkeit

Vergleicht man nur Frauen, die ihren Beruf in Folge der Geburt der Kinder völlig aufgegeben haben und auch heute noch nicht in den Beruf zurückgefunden haben, und solche, die an ihrer Berufstätigkeit bis zum

gegenwärtigen Zeitpunkt festgehalten haben, wird deutlich, dass Berufsaussteigerinnen mit ihrer Situation deutlich unzufriedener sind: 60% wünschen sich eine Veränderung, also den beruflichen Wiedereinstieg, während von den durchgehend Erwerbstätigen nur 6% eine Berufsaufgabe in Erwägung ziehen und zu zwei Dritteln mit ihrem Beruf sehr zufrieden sind. An Zufriedenheit stehen ihnen übrigens die Berufsaussteigerinnen, die den Wiedereinstieg geschafft haben, kaum nach.

In Abbildung 25 sind die Argumente dargestellt, die rückkehrwillige Berufsaussteigerinnen für und gegen eine zukünftige Erwerbstätigkeit anführen. Argumente, denen die meisten überwiegend zustimmen, stehen dabei jeweils zuoberst. Bei den Pro-Argumenten ist es die gesellschaftliche Erwartung, dass man arbeiten geht, was nichts weiter bedeutet, als dass eine Wiederaufnahme der Berufstätigkeit für die Rückkehrwilligen völlig normal ist.

Berufsaussteigerinnen, die wieder einsteigen wollen

Argumente für und gegen eine zukünftige Erwerbstätigkeit (n = 89)

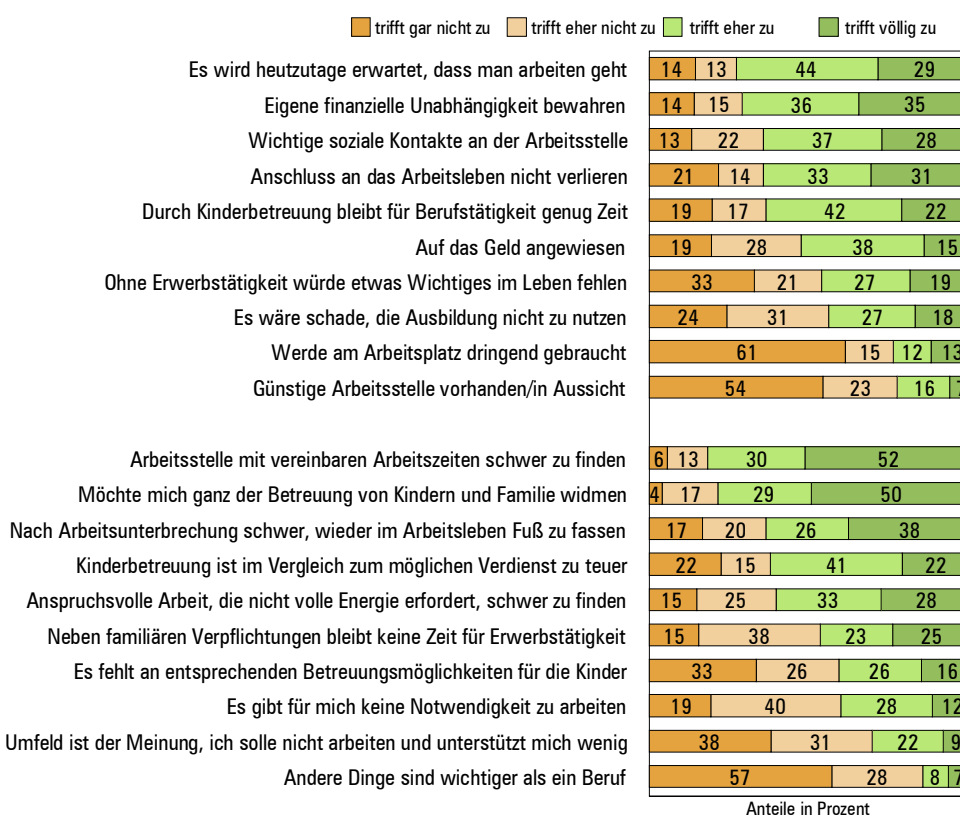


Abbildung 25: Die Argumente für und gegen eine zukünftige Erwerbstätigkeit von Berufsaussteigerinnen, die wieder einsteigen wollen

An zweiter Stelle – mit einem besonders hohen Anteil an Müttern, die der Aussage völlig zustimmen – steht die eigene finanzielle Unabhängigkeit. Dieser persönliche Aspekt des Einkommens wird allerdings deutlich häufiger genannt als das Argument, dass die Familie auf das Zusatzeinkommen angewiesen sei. Weitere wichtige Argumente sind die Sozialkontakte bei der Arbeit und die Gefahr, durch zu lange Unterbrechungen den Anschluss an das Arbeitsleben zu verlieren. Interessant ist, dass eine deutliche Mehrheit die Kinder ausreichend versorgt sieht und die verbleibende Zeit gerne zum Arbeiten nutzen würde. Die Gegenargumente zeigen jedoch gleich, dass dies nicht so unproblematisch ist, denn mehr als die Hälfte stimmt völlig zu, dass eine mit der Familie vereinbare (Teilzeit-)Stelle schwer zu finden ist. Die nächste Aussage unterstreicht dabei, dass die Vereinbarkeit nicht nur ein technisches, sondern auch ein emotionales Problem ist: der Wunsch, sich ganz den Kindern zu widmen, ist auch bei den Rückkehrwilligen sehr stark. Weitere häufig genannte Zweifel betreffen den schwierigen Wiedereinstieg nach der Arbeitspause und die Betreuungskosten.

In Abbildung 26 sind zum Vergleich die Argumente von Berufsaussteigerinnen angeführt, die nicht erwerbstätig sein möchten. Dieser Gruppe wurden natürlich sinnvollerweise nur die Argumente gegen eine Berufstätigkeit vorgelegt.

Berufsaussteigerinnen, die keine Berufstätigkeit anstreben

Argumente gegen eine Wiederaufnahme der Berufstätigkeit (n=65)

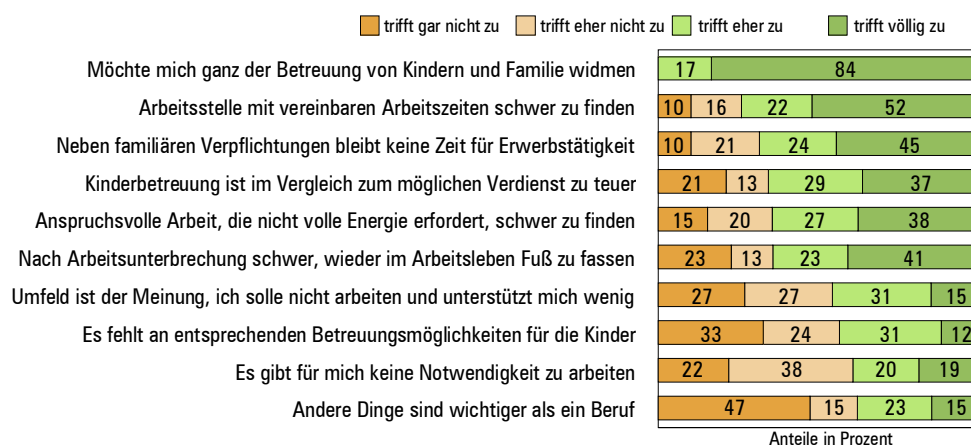


Abbildung 26: Die Argumente gegen eine zukünftige Erwerbstätigkeit von Berufsaussteigerinnen, die keine Berufstätigkeit anstreben

Das meistgenannte Gegenargument – dass nämlich für diese Befragten die Betreuung der Kinder eindeutig im Vordergrund steht – deutet zunächst auf einen Berufsverzicht „aus freien Stücken“ hin. Das ist allerdings nur die halbe Wahrheit, denn in den weiter angeführten Gegenargumenten schwingt zu einem gewissen Teil auch Resignation mit, d.h. der Wiedereinstieg erscheint auf Grund der Schwierigkeiten, eine vereinbare Tätigkeit zu finden, und der dann anfallenden Betreuungskosten so problematisch, dass er nicht weiter verfolgt wird. Ein unterschwelliger Wunsch nach einer beruflichen Betätigung ist also auch in dieser Gruppe wahrnehmbar.

Um das Bild zu komplettieren, sind in Abbildung 27 die Argumente derer angegeben, die sich von ihrer Berufsausübung durch die Geburt der Kinder nicht abbringen ließen und auch zukünftig eine Fortsetzung der Erwerbstätigkeit anstreben – sinnvollerweise wurden dieser Gruppe nur die Pro-Argumente vorgelegt.

Berufstätige, die weiterhin berufstätig bleiben wollen

Argumente für die Fortsetzung der Erwerbstätigkeit (n=319)

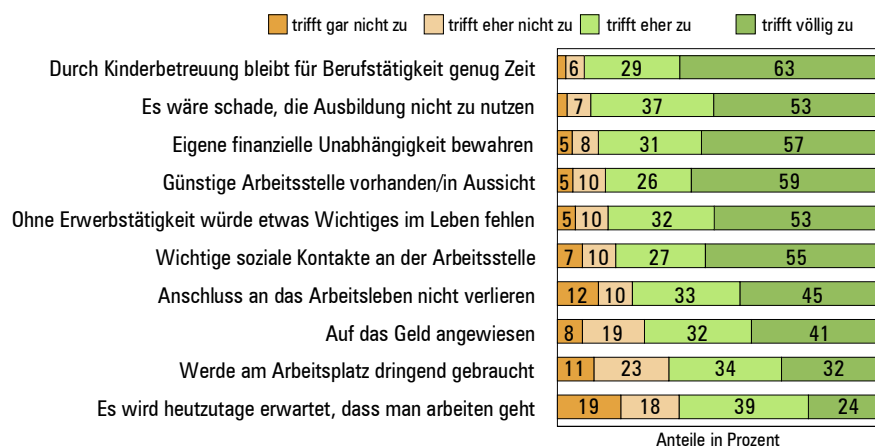


Abbildung 27: Die Argumente für eine Fortsetzung der Erwerbstätigkeit von Berufstätigen, die ihren Beruf nie aufgegeben haben

An erster Stelle steht dabei, dass dies durch die vorteilhafte Betreuungssituation überhaupt erst möglich ist. Das nächstgenannte Argument erinnert uns an die typischen Merkmale von Berufen, die während der gesamten Familienbiografie aufrechterhalten wurden – das hohe Ausbildungsniveau. Mehr als die Hälfte stimmt völlig zu, dass ein Verzicht auf den Beruf quasi einer Vergeudung der Bildungsinvestition gleichkäme. Ebenso falsch wäre es nach Meinung vieler, die derzeitige

Arbeitsstelle durch eine Unterbrechung aufs Spiel zu setzen. Dabei muss man allerdings berücksichtigen, dass in den typischen Berufen dieser Gruppe ein völliger Ausstieg dank des umfangreichen Mutterschutzes meist nicht nötig ist. Weitere häufig angeführte Argumente lassen sich mit dem Wunsch nach Selbstentfaltung umschreiben, echte Notwendigkeit steht dagegen eher hinten an.

Notwendig ist bei den berufstätigen Müttern allerdings – und das kommt durch die genannten Argumente kaum zum Ausdruck – eine gelungene Vereinbarkeit der familiären und beruflichen Pflichten.

Um sechs Uhr steht Frau X auf. Nachdem sie das Frühstück hergerichtet hat, weckt sie die Kinder. Die Buben kommen morgens schwer aus dem Bett. Kurz vor acht gehen sie zur Schule und Frau X sperrt das Geschäft auf. Wenn sie mittags nach Hause kommt, stehen ihre Kinder bereits vor der Tür: „Meistens gibt es Diskussionen: immer kommst du spät und wir haben Hunger.“

Wie aus den Gegenargumenten und Zweifeln der Berufsaussteigerinnen bereits zum Ausdruck kommt, erfordert eine gelungene Vereinbarkeit sowohl die perfekte Organisation des Alltags – also die eher technische Abwicklung – als auch eine erfolgreiche Bewältigung des inneren Spannungsverhältnisses. Das ist für Mütter keine leichte Aufgabe, denn das gegenwärtige Frauenbild ist durch ein gleichzeitiges Nebeneinander von tradierten Rollenerwartungen, einem durch die Emanzipation völlig gewandelten Selbstbild und gestiegenen materiellen Erfordernissen in unserer teuren Konsumgesellschaft geprägt. Kurz: die heutige Frau und Mutter soll eine liebevolle Kinderbetreuerin, eine perfekte Hausmanagerin und eine beruflich erfolgreiche Ernährerin sein – was fast zwangsläufig zu Überforderung und Konflikten führen muss.

Frau X fährt um 17:00h für zwei, drei Stunden ein paar Dörfer weiter zur Arbeit. Es ist anstrengend und stressig, alles unter einen Hut zu bringen. Ihr Vater schaut vormittags auf den Kleinen, und am Nachmittag muss ihr Mann seine Arbeit (ist mobil, arbeitet viel unterwegs) so organisieren, dass er vor 17:00h zu Hause ist, damit Frau X mit dem Auto zur Arbeit kann und er den Sohn übernimmt. Wenn er es nicht schafft, übernimmt ihre Schwester den Kleinen.

In den befragten Familien ist die Frau immer noch hauptsächlich für Wäsche waschen, putzen und kochen zuständig – gleichzeitig tragen aber rund die Hälfte der befragten Mütter einen kleinen, knapp ein Viertel sogar einen großen Teil zum Haushaltseinkommen bei. Dabei zeigt sich, dass die traditionelle Rollenverteilung auch in modernen Doppel-

verdiener-Haushalten noch vorzufinden ist. Für die Frauen bedeutet dies häufig eine Dreifachbelastung durch Kinderbetreuung, Beruf und Haushalt. So zeigt beispielsweise Abbildung 28, dass in Familien, in denen beide Partner im gleichen Umfang berufstätig sind, in 81% der Fälle das Wäschewaschen allein von der Frau übernommen wird. Auch in vielen anderen Bereichen übernimmt die Frau, auch wenn sie berufstätig ist, einen größeren Anteil an der Hausarbeit. Der einzige Bereich, in dem Männer mehr tun, sind allfällige Reparaturen in der Wohnung.

Beide Partner im gleichen Umfang berufstätig: Hausarbeit

Anteil der Familien mit den genannten Aufgabenverteilungen (n=78)

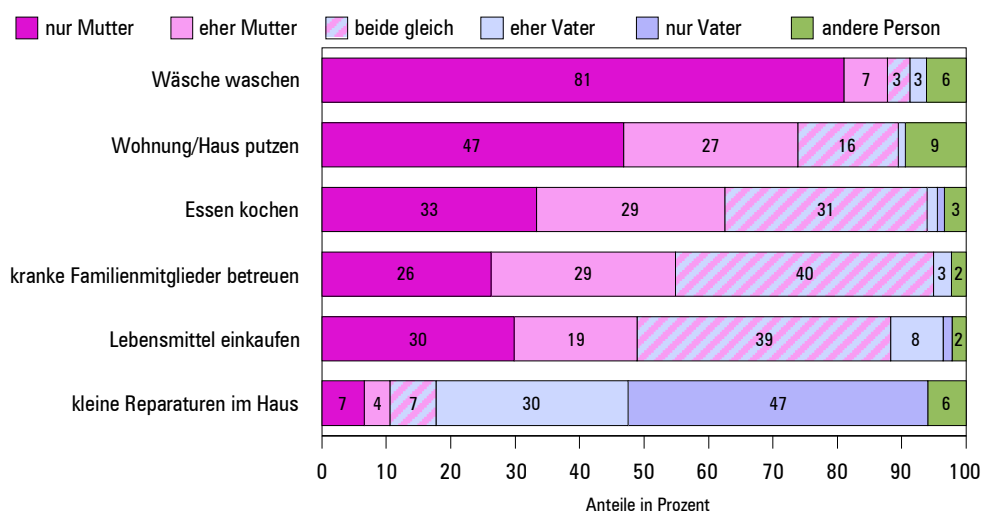


Abbildung 28: Aufgabenverteilung im Haushalt bei Partnern, die im gleichen Umfang berufstätig sind

Der Anteil an berufstätigen Paaren, die Unterstützung von dritter Seite erhalten – z.B. durch Familienangehörige oder eine Putzhilfe – ist eher gering, denn auch wenn es nicht an Mitteln und Wegen mangelt, für die Betreuung der Kinder oder die Besorgungen professionelle Hilfe zu engagieren, bleibt oft der leichte Widerwille vieler Frauen, die ihnen traditionell zugeschriebenen Kompetenzen an Dritte abzugeben. Bei den Kindern ist das natürlich ein besonders schwerer Schritt, den einem auch die Kinder selbst nicht unbedingt erleichtern:

Auf die Frage nach einer Tagesmutter, erklärt Frau X, dass ihre Kinder gewohnt waren, immer bei ihr zu sein, sie wollen nirgendwo anders hin.

Aber auch bei den vielen mühsamen Kleinigkeiten, die fast jeden Tag zu erledigen sind und die man „irgendwie hinbekommt“, hat man entweder das Gefühl, dass man die Kontrolle über den eigenen Haushalt verliert, wenn man ihn in fremde Hände abgibt, oder man überschätzt die Kosten dafür. Schließlich bleiben diese Aufgaben ja oft auch für den Partner nahezu „unsichtbar“.

Als lästig empfindet Frau X die Hausarbeit in ihrer Wohnung. Ihr Partner hilft ihr zwar dabei, aber natürlich muss vieles am Abend, nachdem der Kleine schläft, erledigt werden, und das ist oft mühsam. Eine Hilfe will sich Frau X nicht leisten, dafür, meint sie lachend, sei sie zu knauserig.

Daher darf es nicht überraschen, dass rund die Hälfte der Befragten finden, dass sie mehr als ihren gerechten Anteil an der Hausarbeit erbringen. Wie Abbildung 29 zeigt, sind es interessanter Weise die Vollzeitberufstätigen, die offensichtlich die gerechteste Bilanz hinbekommen. Vielleicht ist es gerade die Berufstätigkeit, die ihnen die nötigen Gründe und das Selbstvertrauen verleiht, von ihrem Partner einen größeren Einsatz im Haushalt zu verlangen.

Gerechte Verteilung der Hausarbeit

nach derzeitiger Tätigkeit (n=632)

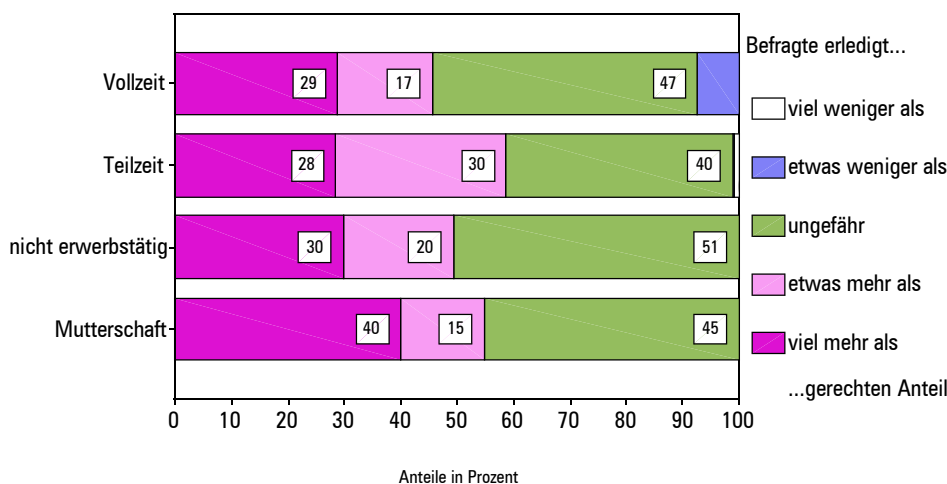


Abbildung 29: Gerechte Verteilung der Hausarbeit

Dennoch sind die Unterschiede zwischen den verschiedenen Tätigkeitsgruppen eher gering, und es gibt stets ein relativ stabiles Drittel, das der Meinung ist, bei der Aufgabenverteilung im Haushalt eindeutig den Kürzeren zu ziehen. Offenbar sind insbesondere diejenigen, die sich

gerade in Mutterschaft befinden, gar nicht damit zufrieden, dass auf sie nun ein so großer Anteil der Hausarbeit entfallen soll.

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass das Spannungsfeld „Beruf Eltern – Eltern im Beruf“ äußerst facettenreich ist, einen der konfliktträchtigsten Lebensbereiche im Familienleben darstellt und über die Bewältigung der Alltagsroutinen – die durch Ausnahmefälle sehr stör anfällig sind – weit hinausgeht. Gerade für die Frauen resultiert hieraus nicht nur eine faktische Dreifachbelastung bestehend aus Kinderbetreuung, Beruf und Haushalt, sondern häufig auch ein innerer Konflikt der an sich selbst gestellten Erwartungen. Zur Illustration und als Anregung zum Nachdenken soll die folgende Fallgeschichte dieses Kapitel abschließen:

Frau X hat die Matura gemacht, ein Hochschulstudium abgeschlossen und einen interessanten, gut bezahlten Beruf ergriffen. Es dauerte nicht lange, bis ihr zusätzliche Aufgaben und größere Verantwortung übertragen wurden und sie auf der Karriereleiter nach oben kletterte.

Auch ihr langjähriger Freund war voll ins Arbeitsleben integriert. Sie teilten gemeinsame Interessen, unternahmen viel gemeinsam – kurz: alles lief wie am Schnürchen. Mit der Familienplanung ließen sich beiden noch Zeit, denn am Anfang stand einfach die berufliche Karriere im Vordergrund. Schließlich wurde der Wunsch nach Kindern aber doch übermächtig, und Frau X bekam ihr erstes Kind.

Als Frau X ihre Schwangerschaft dem Arbeitgeber mitteilte, gab der ihr die Zusicherung, dass daraus für sie keine Nachteile entstehen würden und dass sie nach dem Mutterschaftsurlaub wieder an genau denselben Arbeitsplatz mit demselben Kompetenzbereich zurückkehren könnte. Nach dem ersten Kind war dies auch so: Frau X arbeitete wieder und ließ sich bei der Kinderbetreuung von ihrem Freund, der seine Arbeitszeit vorübergehend reduzierte, und von einer Tagesmutter unterstützen.

Da das System recht gut funktionierte, entschied sich das Paar rasch für ein zweites Kind – dadurch hofften sie die Zeit, bis beide Kinder im Kindergarten sein würden, möglichst schnell zu überbrücken. Nach dem zweiten Mutterschaftsurlaub und nachdem ihr Freund wieder in Vollzeit arbeitete, wurde die Doppelbelastung dann aber doch zu groß. Außerdem hatte Frau X das Gefühl, während der Arbeit wichtige Momente in der Entwicklung ihrer Kinder zu versäumen. Ihr Arbeitgeber hatte Verständnis für die neue Situation und bot ihr eine Halbtagsstelle an, in der sie heute tätig ist.

Trotz Halbtagsstelle reichte allerdings die Zeit kaum aus, um mittags rechtzeitig zu Hause zu sein, die Kinder von Hort und Kindergarten abzuholen und ein anständiges Mittagessen herzurichten. Die in den Einrichtungen angebotene Speisung will sie nicht in Anspruch nehmen, denn das gemeinsame Mittagessen ist für sie das Minimum eines geregelten Familienlebens. Daher leistet sie sich den Luxus einer Haushaltshilfe, die die Einkäufe erledigt und schon einiges vorbereitet.

Seit der Reduzierung ihrer Arbeitszeit bemerkt Frau X aber, dass ihre Aufgaben – besonders die interessanten Projekte – immer mehr von anderen Mitarbeitern übernommen werden und ihr eigener Verantwortungsbereich schwindet. Dies setzt sie ziemlich unter Druck und manchmal bleibt ihr nichts anderes übrig, als abends, wenn ihr Mann von der Arbeit heimkommt, schnell ins Auto zu springen, um noch einmal in den Betrieb zu fahren und die liegen gebliebenen Dinge zu erledigen.

Dies geht natürlich auf Kosten des gemeinsamen Abendessens, und die Kinder beschwerten sich oft, dass Papa nicht richtig kochen könne und dass sie manchmal nicht mal mehr einen Gutenachtkuss von ihr bekämen, weil sie erst so spät heimkommt. Frau X fühlt sich in dieser Situation sehr unwohl und hat das Gefühl, sowohl als Mutter als auch als Berufstätige zu versagen. Und selbst von dem, was sie verdient, bleibt nach Abzug von Betreuung und Haushaltshilfe nicht mehr viel übrig. In letzter Zeit denkt Frau X öfter daran, ihren Beruf einfach an den Nagel zu hängen.

7 „Was geht, wenn nichts mehr geht?“

Neben dem normalen belastenden Alltag, den alle Familien mehr oder weniger meistern müssen, gibt es auch außergewöhnliche Situationen und Schicksalsschläge, welche über die Grenze der Belastbarkeit hinausgehen und die Betroffenen vor sehr ernste, zum Teil lebensbedrohliche Probleme stellen. Zu den am häufigsten genannten Problemlagen gehören – wie Abbildung 30 zeigt – finanzielle Engpässe. Meist handelt es sich dabei allerdings um Schulden für Hausbau/-kauf, die bei einem weiterhin konstanten Einkommen gut tragbar sind.

Belastende Lebenssituationen

Anteil der betroffenen und der dadurch besonders belasteten Familien (n=687)

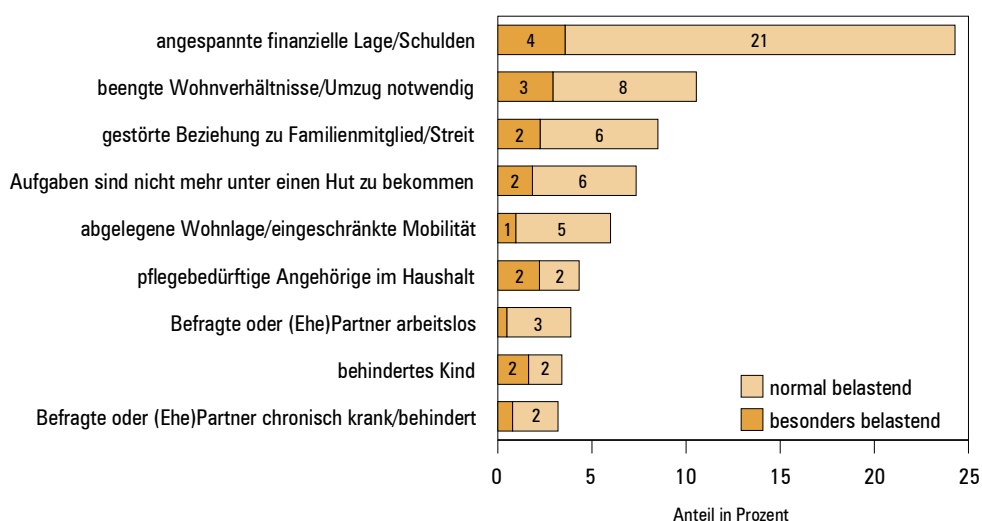


Abbildung 30: Belastende Lebenssituationen

Wenn zu den Schulden aber noch andere Probleme hinzukommen – zum Beispiel der Ausfall eines Einkommens durch Krankheit oder Arbeitslosigkeit – kann sich auch eine als berechenbar eingeschätzte finanzielle Situation schnell zu einer existenzbedrohlichen Krise auswachsen. Scham und die Scheu, um Hilfe anzusuchen – sei es bei Verwandten oder bei den öffentlichen Stellen – sowie die Frage nach dem Schuldigen machen aus finanziellen Problemen meistens auch seelische Notlagen. Partnerschaften und der Zusammenhalt der Familie sind dann in Gefahr.

Finanziell ging es immer sehr schlecht, oft hat das Geld für Lebensmittel gefehlt. „Außerdem hat das Gespräch gefehlt, sonst hätte man ja können gemeinsam nach einer Lösung suchen. Er hat immer abgeblockt, und das ist Jahre so gegangen und irgendwann war das nicht mehr auszuhalten [...] Durch den Druck, den auch das Sozialamt gemacht hat, irgendwie ist es auch gut, dass dieser Druck war: so habe ich den Mut gehabt, ihn aus dem Haus zu jagen.“

An zweiter Stelle der belastenden Situationen stehen beengte Wohnverhältnisse, wovon naturgemäß eher Familien betroffen sind, die in Miete wohnen. Zusammen genommen machen Wohnungsknappheit und die Kosten, die damit verbunden sein können, einen großen Anteil der Probleme der Familien im Pustertal aus.

Neben familiären Krisen und Zwistigkeiten, die in etwa 8% der Familien eine Rolle spielen, gibt es einen weiteren Belastungsaspekt, der sich thematisch nicht eindeutig zuordnen lässt. Es handelt sich um eine allgemeine Überforderung und das Gefühl, „die Aufgaben nicht mehr unter einen Hut zu bekommen“. Abbildung 31 zeigt, dass von den erwerbstätigen Befragten, die mit einem Partner zusammenleben, 9% ihren Aufgaben nicht mehr hinterher kommen. Bei den erwerbstätigen Alleinerziehenden geben dagegen 20% an, dass sie akut überlastet sind. 5% leiden darunter sogar sehr. Die Dreifachbelastung führt Einelternfamilien also ziemlich häufig an die Grenze des Erträglichen.

Allgemeine Überlastung von Erwerbstätigen

Aufgaben nicht unter einen Hut zu bekommen nach Familienform (n=380)

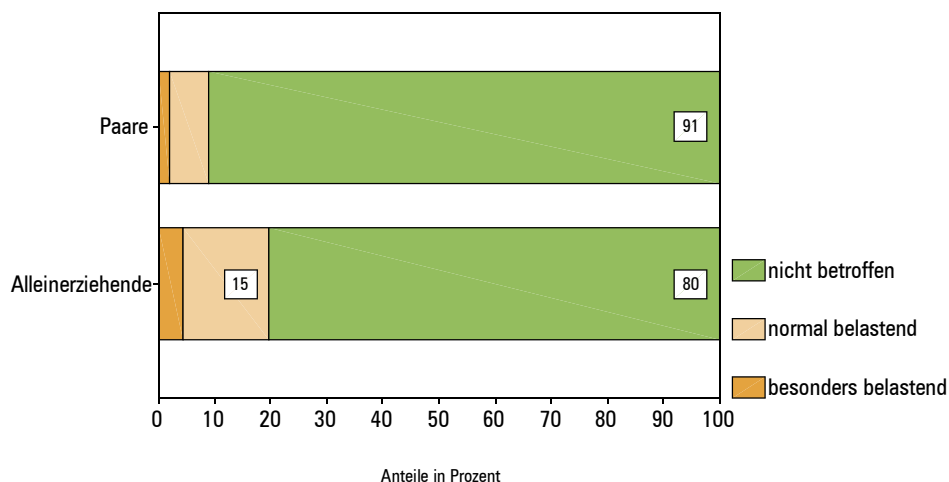


Abbildung 31: Allgemeine Überlastung von Erwerbstätigen

Zu den Überbelastungen im Alltag kommt bei den Alleinerziehenden oft noch die seelische Not – sei es, weil die Trennung nicht lange zurückliegt und noch nicht verarbeitet ist oder weil fortbestehende Konflikte oder Selbstvorwürfe in die Beziehung zu den Kindern hineinspielen.

Dass seiner Tochter die Mutterfigur fehlt, gibt Herrn X zu denken, er sei ja nur ein Mann. Er bedauert, dass er mit seiner Ex-Frau darüber nicht reden kann. Leider hält sie auch die Besuchszeiten nicht ein, d.h., sie holt und bringt die Kleine zu früh oder später als ausgemacht. Herr X meint, er müsse die Kleine oft überreden, wenn sie zur Mama soll, oft weine sie, wenn er sie hinbringt. „Auf der anderen Seite kannst du den Kontakt zu der Mutter nicht abbrechen.“

Andere belastende Situationen – vor allem diejenigen, die mit Krankheit, Behinderung und Pflegebedürftigkeit von Familienangehörigen zu tun haben – sind zwar glücklicher Weise seltener, belasten die Betroffenen aber ungleich schwerer. Von Krankheit, Behinderung und Pflegebedürftigkeit sind insgesamt immerhin 9% der Familien betroffen. Die durchgeführten Fallstudien – wie etwa diejenige am Ende dieses Kapitels – geben über solche Fälle sehr eindringlich Auskunft. Arbeitslosigkeit ist unter den Befragten dagegen kaum ein nennenswertes Problem.

Frau X geht mit ihrem Kind 2-3 Mal in der Woche zu verschiedenen Therapien. Sie muss mit ihm auch öfters zu ärztlichen Kontrollen als mit einem „normalen“ Kind. Mit einem behinderten Kind muss man sich intensiv beschäftigen, mit ihm regelmäßig auf spielerische Weise verschiedener Fertigkeiten üben.

Insgesamt betrachtet sind die befragten Familien in vielen Lebensbereichen recht zufrieden. Auf einer Skala von 1 bis 7 erreicht z.B. das Lebensglück insgesamt einen Wert von 5,6, was ungefähr zwischen ziemlich und sehr glücklich liegt. Abbildung 32 vergleicht die Zufriedenheit hinsichtlich einiger Lebensbereiche in Abhängigkeit von besonderen Belastungen. Dabei zeigt sich, dass Befragte, die von problematischen Lebenssituationen nicht betroffen sind oder sich davon nur normal belastet fühlen, zu 55% sehr oder sogar völlig zufrieden mit ihrem derzeitigen Leben sind. Personen, die sich dagegen stark belastet fühlen, sagen dies nur in 29% der Fälle. Insgesamt wirken sich stark belastende Lebenssituationen auf alle Bereiche der Lebenszufriedenheit negativ aus. Die deutlichen Unterschiede beim Familienleben zeigen darüber hinaus, dass auch Probleme, die das familiäre Miteinander eigentlich nicht direkt betreffen, dennoch auf diesen Bereich abstrahlen – übrigens um so stärker, je weniger sich der Partner in Haushalt und Kinderbe-

treuung engagiert. Trotzdem: auch bei stark belasteten Familien liegt der Anteil der wirklich Unzufriedenen fast immer unter 10%.

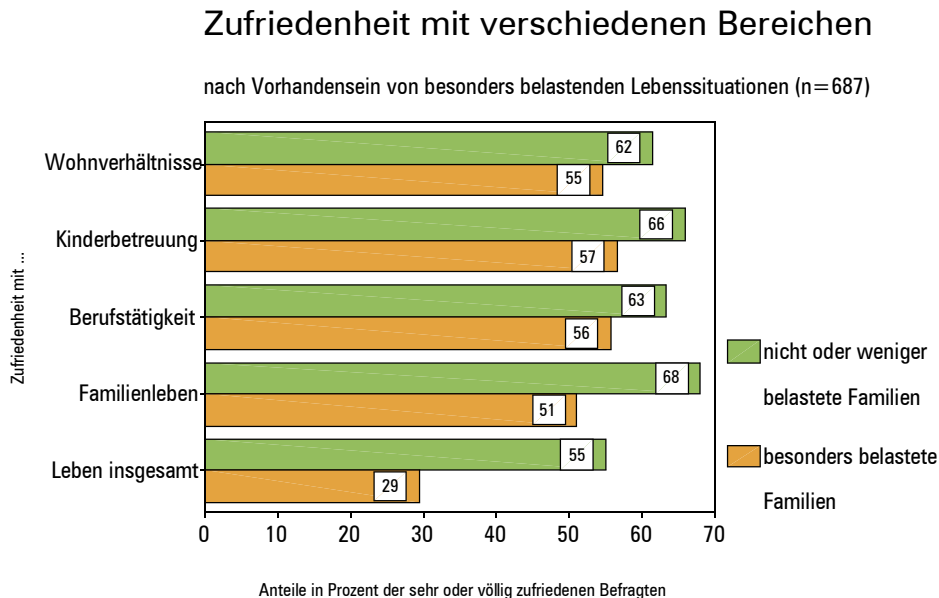


Abbildung 32: Auswirkungen von besonderen Belastungen auf die Zufriedenheit in verschiedenen Lebensbereichen

Außeralltägliche Belastungen und Überforderung sind zum Glück ein relativ seltenes Phänomen. Vielen Betroffenen gelingt es offenbar auch, ihr Leben trotzdem zu meistern. Dennoch bedürfen Familien, die sich in solchen Situationen befinden, ganz unabhängig davon, wie sehr sie sich in ihrem Lebensmut davon beeinflussen lassen, der solidarischen Hilfe. Die abschließende Fallgeschichte schildert ein sehr eindringliches Schicksal, das viele Punkte beleuchtet, an denen Hilfe ansetzen könnte.

Bei Frau X wurde im Alter von 5 Jahren eine Muskeldystrophie festgestellt. Das ist eine erbliche Krankheit, bei der die Muskeln schwächer und schwächer werden, bis man schließlich an den Rollstuhl gefesselt ist. Allerdings entwickelte sich die Krankheit bei Frau X so langsam, dass sie sich als Kind ganz normal fühlte. Als Jugendliche bemerkte sie zwar den Unterschied zwischen sich und ihren Altersgenossen, nahm dies aber nie als besondere Belastung wahr. Aus diesem Grund setzte sich Frau X auch niemals richtig mit ihrer Krankheit auseinander.

Mit 20 wurde Frau X von ihrem damaligen Freund schwanger, der allerdings eine gemeinsame Familie mit ihr ausschloss und sie zur Abtreibung drängte. Trotz aller Bedenken entschloss sich Frau X für das Kind. Die Beziehung zerbrach, und sie konnte ab diesem Zeitpunkt nur noch mit finanzieller Unterstützung des Kindvaters rechnen.

Nach der äußerst anstrengenden Schwangerschaft, die Frau X viel Kraft kostete, und der Entbindung per Kaiserschnitt (für eine normale Geburt war sie zu schwach) wurde auch bei ihrem Kind Muskeldystrophie festgestellt. Zwar hätte Frau X auf diese Nachricht vorbereitet gewesen sein müssen, doch der Schock und die Gewissensbisse waren dennoch enorm. Lange Zeit haderte sie mit ihrem Schicksal und mit demjenigen ihres Kindes und verfiel in eine tiefe Depression.

Zum Glück wurde Frau X in dieser ersten Zeit von Ärzten und Pflegern sehr gut betreut, sodass sie sich erholte und mit dem Kind in ihre eigene Wohnung – wenige Meter vom Elternhaus entfernt – ziehen konnte. Auf Grund der geografischen Lage ist dies zwar kein idealer Standort für die kleine Familie, Frau X hoffte aber, dass die ihr zugesagte Hilfe so gut organisiert sein würde, dass dies kein Problem darstellen würde. Nennenswerte Unterstützung erhält Frau X allerdings nur von ihrer Mutter und ihren Geschwistern. Was ihr vor allem schwer fällt, sind körperliche Arbeiten im Haushalt, die sie extrem erschöpfen. Noch mehr leidet sie aber darunter, mit ihrem Kind nicht so unbeschwert spielen zu können wie gesunde Mütter – zumal es vielleicht die letzten Jahre im Leben des Kindes sind, in dem es dies tun kann.

Mittlerweile ist das Kind alt genug, um in den Kindergarten zu gehen. Davon erhofft sich Frau X etwas Entlastung, allerdings macht sie sich auch Sorgen, da sie bisher keine Zusage dafür erhalten hat, dass ihr krankes Kind eine Sonderbetreuung erhält, was Frau X als besonders wichtig für die Entwicklung ihres Kindes erachtet. Daneben muss sie ihr Kind zu vielen Therapien und Untersuchungen bringen. Zum Glück kümmern sich die Leute dort so nett um das Kind, dass sie selbst in der gleichen Zeit ihre eigenen Untersuchungstermine wahrnehmen kann.

In letzter Zeit schreitet die Krankheit bei Frau X weiter voran. Sie hat sich inzwischen etwas in die Fachliteratur zu dem Thema eingelesen und hat immer mehr das Gefühl, dass ihr – vor allem aber ihrem Kind – vielleicht bessere Therapiemöglichkeiten helfen könnten. Um sich mit anderen Betroffenen über diesbezügliche Erfahrungen auszutauschen, hat sie vor einigen Monaten auch eine Selbsthilfegruppe besucht. Allerdings war dieses Treffen eher traumatisch als hilfreich, denn sie lernte dort Fälle kennen, denen es weitaus schlechter ging als ihr selbst und die ihre Zukunftsängste noch vergrößerten. Trotzdem weiß sie, dass sie mehr Kontakt zu Betroffenen braucht, denn die Gesunden können ihr zwar in vielen Dingen helfen, aber wirklich verstehen können sie sie nicht.

8 „Hilfst du mir, so helfe ich dir“

Eigeninitiativen findet Frau X gut und sinnvoll. „Hilf dir selbst, dann hilft dir Gott.“ Sie steht aber dazu, dass sie zwar sehr gern bereit wäre, so etwas in Anspruch zu nehmen, aber keine Zeit habe, sich selber zu engagieren.

Ein stabiles soziales Netzwerk – Sozialforscher sprechen in diesem Zusammenhang auch von sozialem Kapital – ist unbestritten eine wichtige Ressource für Unterstützung in alltäglichen und außeralltäglichen Belastungssituationen. An erster Stelle steht dabei natürlich das familiäre Netzwerk des Haushalts, unter dessen Mitgliedern die Aufgaben verteilt werden. Wie wir bereits festgestellt haben, leben in rund 13% der Familien die für die Kinderbetreuung so wichtigen Großeltern der Kinder; in einer ebenso großen Anzahl an Familien leben daneben aber auch noch weitere Personen, z.B. Onkel und Tanten der Kinder, die ebenfalls ihren Beitrag zum familiären Zusammenleben beisteuern. Genauso wichtig ist aber auch das außerfamiliäre Netzwerk, wie etwa der erweiterte Verwandten- und natürlich der Freundeskreis.

In der Netzwerkforschung gilt ein soziales Netzwerk als besonders effektiv, wenn es möglichst viele Interaktionspartner umfasst, die aus möglichst verschiedenen Bereichen – z.B. Beruf, Freizeit, Nachbarschaft usw. – stammen und von denen möglichst viele untereinander intensive, vertrauensvolle und symmetrische Beziehungen pflegen. Als Beispiel könnte man sich etwa ein Paar vorstellen, deren gemeinsame Freunde zum großen Teil ebenfalls Kinder haben, die mit den eigenen befreundet sind. Wenn nun noch die Frau eines befreundeten Pärchens an der Schule der Kinder unterrichtet, ihr Mann in der gleichen Firma wie der Vater arbeitet und ein weiterer gemeinsamer Freund bei der Gemeindeverwaltung tätig ist, so braucht es nicht viel Fantasie, um sich das Beistandspotenzial – und im Falle der Gründung einer Initiative auch die Durchschlagskraft – eines solchen Netzwerks vorzustellen.

Soziale Netzwerke brauchen allerdings Zeit zum Wachsen, und sie bedürfen der kontinuierlichen Pflege, was unter den Vorzeichen gesellschaftlichen Wandels und hoher beruflicher Mobilität nicht immer gegeben ist. Abbildung 33 zeigt den Anteil an Befragten, die in bestimmten Situationen niemanden haben, an den sie sich wenden können, bzw. im anderen Fall die Anzahl an Personen, die für Hilfestellung in Frage kämen. Immerhin 30% der Familien wüssten niemanden im Verwandten- oder Freundeskreis, der ihnen eine größere Summe Geld leihen könnte, wobei dies natürlich nicht nur von der grundsätzlichen Bereitschaft, sondern vor allem von den finanziellen Möglichkeiten der po-

tenziellen Helfer abhängt. Von denen, die jemanden darum bitten könnten, werden im Durchschnitt 2,2 mögliche Personen genannt. Außer bei Geldproblemen gibt es nur wenige Familien, die niemanden hätten, den sie um Hilfe oder Rat fragen könnten, wobei der Kreis an Personen, der für gemeinsame Freizeitbeschäftigungen in Frage käme, naturgemäß am größten ist. Wegen eines Kinderbetreuungsproblems könnten sich die Befragten im Schnitt an fast vier Personen wenden, und drei Personen stünden jeweils zur Haushaltshilfe, für ein vertrauliches Gespräch oder, um im Urlaub die Blumen zu gießen, zur Verfügung.

Soziales Netzwerk

Verwandte/Freunde (ohne Partner), die in den genannten Situationen helfen würden (n=682)

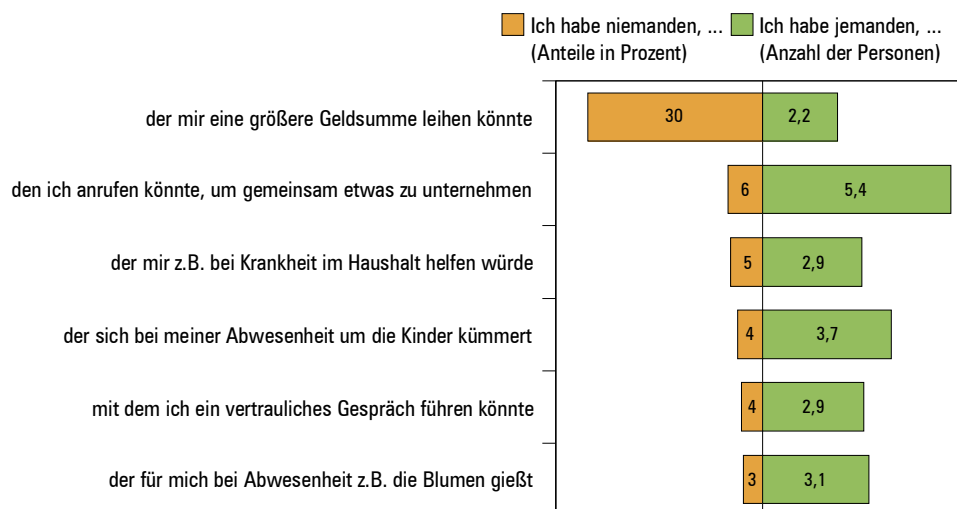


Abbildung 33: Soziales Netzwerk – Verwandte und Freunde, die in bestimmten Situation helfen könnten

Auch wenn ein umfangreiches soziales Netzwerk augenscheinlich zur Regel gehört, darf man die Folgen sozialer Isolation bei den wenigen betroffenen Familien nicht unterschätzen.

Ab und zu könne Frau X eine Freundin anrufen, dass diese bei den Kindern vorbeischaue, aber nur in Ausnahmesituationen. Frau X will niemanden belästigen oder zur Last fallen. Von ihrer Familie hat sie keine Unterstützung: ihre Schwester ist damals auf Frau Xs Bitte hin gekommen um ihr beim Arbeitseinstieg zu helfen, sonst lebt sie nicht hier. Die Mutter von Frau X hat sich all die Jahre nie gekümmert. Ihren Vater kennt Frau X nicht. Der Kindsvater hat nie gelernt, Verantwortung zu übernehmen.

Insgesamt geben weniger als 1% der Befragten an, in keiner der genannten Situationen auf einen Bekannten zählen zu können. Völlige soziale Isolation ist also äußerst selten. Allerdings wissen immerhin 36% zumindest in einer der Situationen – meist ist dies die finanzielle Notlage – niemanden, der ihnen helfen könnte. Auch wenn man in diesen Fällen mit dem Begriff „Isolation“ sehr vorsichtig umgehen sollte, so liegt hier doch ein relativ guter Indikator für die Eingebundenheit in ein tragfähiges soziales Netz vor, wie sich im Vergleich verschiedener Gruppen herausstellt.

Abbildung 34 zeigt beispielsweise in verschiedenen Gruppen jeweils den Anteil derjenigen, die in mindestens einer Situation auf niemanden zählen können. Wiedereinmal spielen hierbei die Großeltern der Kinder – besser gesagt: ihr offensichtliches Fehlen – eine zentrale Rolle. Aber auch italienischsprachige Familien, Familien, die auf einem Hof wohnen, Alleinerziehende und nicht berufstätige Befragte gehören zu den Kreisen, die, wenn sie auch nicht gleich als sozial isoliert betrachtet werden dürfen, im Durchschnitt dennoch über ein weniger tragfähiges Netzwerk verfügen.

Familien, die in manchen Situationen niemanden hätten

Insgesamt und nach bestimmten auffälligen Gruppen von Familien (n=682)

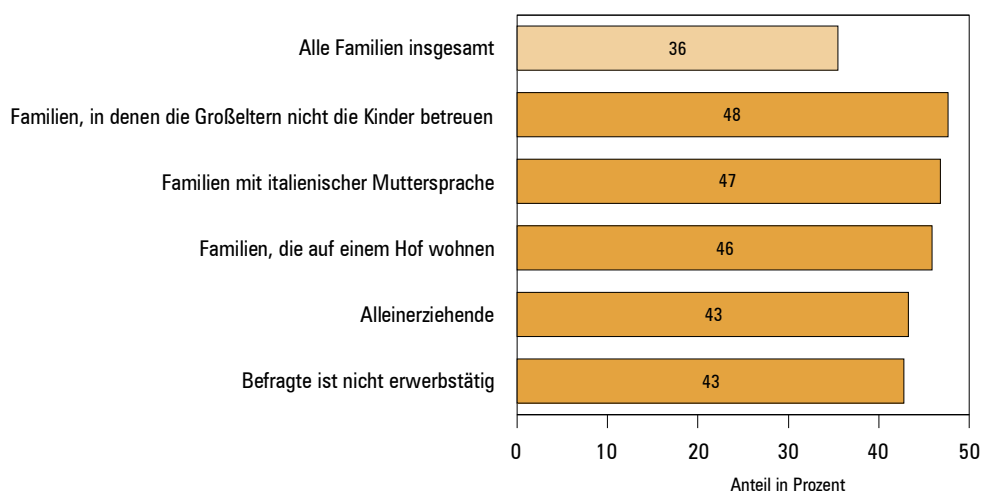


Abbildung 34: Familien, die in manchen Situationen niemanden wissen, der sie unterstützen könnte

Mit dem gleichen Indikator lässt sich – wie in Abbildung 35 – auch die unterstützende Wirkung von sozialen Netzwerken in belastenden Lebensumständen illustrieren. Befragte, die über ein tragfähiges soziales

Netzwerk verfügen – sich also immer an jemanden aus dem Verwandten- oder Bekanntenkreis wenden können, der z.B. finanziell unter die Arme greift, die Kinder betreut, im Haushalt hilft, bei Abwesenheit die Blumen gießt oder mit dem man einfach reden kann – empfinden eine chronische Krankheit oder eine Behinderung in der Familie in 8% der Fälle als besonders belastend. Befragte, die dagegen außer ihrem Partner manchmal niemanden haben, an den sie sich wenden könnten, empfinden ihre Situation dagegen zu 54% als besonders belastend.

Behinderung, Krankheit, Pflegebedürftigkeit

Belastung je nach sozialem Netzwerk* (nur Betroffene: n=59)

*Verwandte/Freunde, die in Notfällen helfen (z.B. Kinderbetreuung)

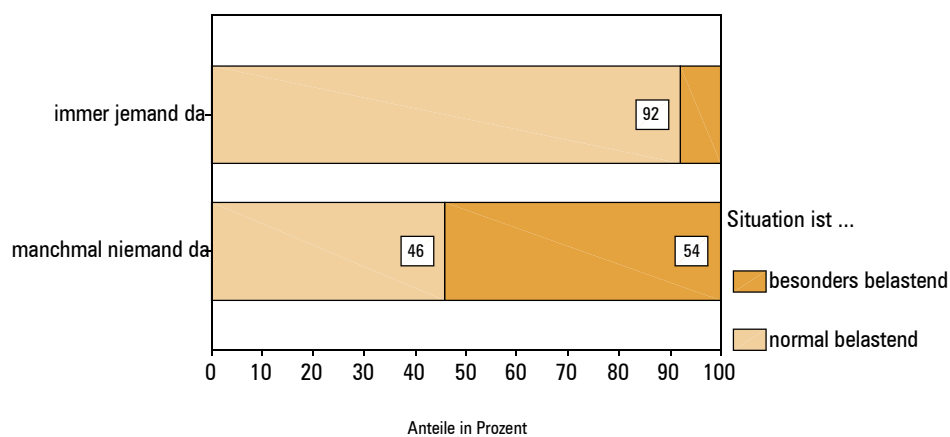


Abbildung 35: Belastung durch Behinderung, Krankheit u.ä. nach sozialem Netzwerk

Auch ohne genaue Kenntnis über die Tragweite des Problems und die tatsächliche Hilfestellung durch das soziale Netz zeigt sich, dass die Erkenntnis, nicht alleine zu sein, zumindest die „gefühlte“ Belastung deutlich mildert. Allerdings stellt sich natürlich die Frage, woher man ein solches Netzwerk nimmt, wenn es nicht im Laufe der Zeit herangereift ist? Ein erster Schritt in diese Richtung können durchaus Initiativen und Selbsthilfegruppen der Betroffenen selbst sein.

Wenngleich die erste Annäherung an das bereits bestehende Angebot sicherlich immer auch ein gewisses Stück weit Überwindung kostet, da man die Notlage nicht nur gegenüber sich selbst, sondern auch gegenüber anderen eingestehen muss, so kann doch der Austausch mit Menschen, die sich in der gleichen Situation befinden und ähnliche Erfahrungen durchmachen, sehr befreiend sein. Und auch, wenn man

vielleicht (noch) nicht bereit ist, sich einer solchen Gruppe ganz zu öffnen, so erhält man dort zumindest praktische Informationen.

Gesprächspartner von Frau X sind neben ihrem Mann und ihren Freundinnen vor allem die Leute aus der Selbsthilfegruppe. Wenn ein Problem mit dem Kleinen auftritt, ruft sie sofort eine der Mütter aus der Gruppe an. Ärzte haben wenig Zeit und Gefühl, bei den Therapeuten ist es unterschiedlich. Der große Halt kommt aus der Gruppe. Durch sie wird Frau X auch über den aktuellen Forschungsstand informiert, wo Südtirol ihrer Meinung nach einen Nachholbedarf hat.

Auf der anderen Seite kann natürlich durch den Kontakt mit Menschen, die ein ähnliches Schicksal teilen, vieles von dem, was bisher verdrängt wurde, in den Vordergrund treten. Dies wird vielfach zunächst als zusätzliche Belastung empfunden.

In den Krankenhäusern haben sie dann andere Eltern mit kranken Kindern kennen gelernt, Kindern, denen es zum Teil schlechter ging als Y. Hier haben sie viel gelernt. Die Krankenhauserfahrung an und für sich, mit Ärzten und Pflegepersonal, war vielfach traumatisch, aber der Kontakt mit anderen betroffenen Familien war sehr hilfreich. Frau X erzählt, wie egoistisch man dann denkt: „Zum Glück geht es unserem Kind nicht so schlecht wie dem anderen, und gleichzeitig versucht man einem anderen zu helfen und das eigene Los wird erträglicher. Man vergisst diese vielen traurigen Schicksale nie.“

Soziale Netzwerke und Initiativen sind jedoch nicht nur in besonderen Belastungssituationen hilfreich, sondern bieten auch im normalen Alltag viele Möglichkeiten, sich gegenseitig Aufgaben abzunehmen, so dass alle Beteiligten in der Summe davon profitieren.

Eigeninitiativen zur Lösung von persönlichen Engpässen kann sich Frau X gut vorstellen, sie hat auch schon öfters darüber nachgedacht. Immer wieder gerate sie in Situationen, wo grad keine Freundin da ist und man braucht jemanden für die Kinder oder einen Rat. „Da fehlt schon irgendwas, irgend ein letzter Anlaufpunkt, etwas, wo du immer hin kannst.“

Hier bietet sich insbesondere der Bereich der Kinderbetreuung an: Wie wir bereits festgestellt haben, ist knapp ein Viertel der Befragten grundsätzlich bereit, neben den eigenen Kindern auch andere Kinder mitzubetreuen. Weitere 11% der Befragten betreuen sogar bereits die Kinder

anderer Eltern. Zusammengenommen stünde also deutlich mehr als ein Drittel der Familien im Pustertal für zusätzliche Betreuungsleistungen zur Verfügung. Bei erwerbstätigen Befragten ist der Anteil sogar noch etwas höher. Natürlich erwarten sich die meisten Betroffenen – wie Abbildung 36 zeigt – eine Art Gegenleistung, was auch völlig legitim ist. So bekommen 15% derjenigen Befragten, die neben ihren eigenen Kindern bereits andere Kinder mitbetreuen, eine finanzielle Gegenleistung. 61% lassen ihre eigenen Kinder im Austausch betreuen. Das bedeutet übrigens auf alle Befragten bezogen, dass knapp 7% der Familien im Pustertal bereits „Kinder-Sharing“ betreiben.

(Erwartete) Gegenleistung für Mitbetreuung

Befragte, die dazu prinzipiell bereit sind und die das ... (n=236)

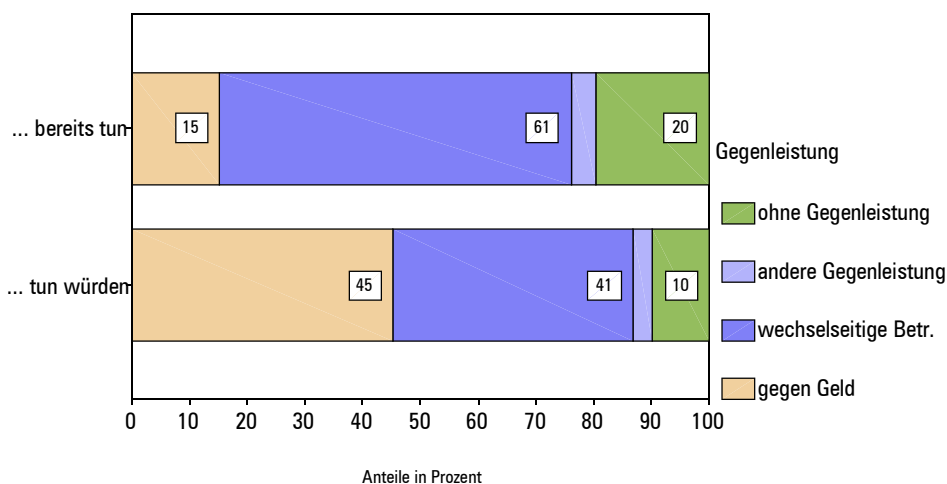


Abbildung 36: (Erwartete) Gegenleistung für die Mitbetreuung anderer Kinder.

Von denen, die das noch nicht tun, aber grundsätzlich dazu bereit wären, würden 45% eine finanzielle Vergütung erwarten. 41% bevorzugen eine Art wechselseitiger Kinderbetreuung. Insbesondere Mütter, die gegenwärtig nicht aktiv erwerbstätig sind, können sich eine solche Lösung u.a. auch als möglichen Nebenerwerb vorstellen – umgerechnet auf alle Befragten ist also gut jede zehnte Mutter eine potenzielle Tagesmutter. Insgesamt betrachtet kommt damit im Pustertal eine recht beachtliche Menge an „sozialem Kapital“ für die Kinderbetreuung zusammen, von dem ein Gutteil derzeit noch brach liegt.

Der Grundstein für ein diesbezügliches „networking“ wird dabei meist in der Nachbarschaft gelegt. Auch am Arbeitsplatz und an den Betreu-

ungseinrichtungen der Kinder kommt man mit Gleichgesinnten schnell in Kontakt.

Frau X kann sich gut vorstellen, in einer Initiative mitzuarbeiten. Sie empfindet auch den Kindergarten als Treffpunkt, wo Austausch beginnt über die Kinder, wo man andere Leute kennen lernt. Auch in der Nachbarschaft schließt man sich zusammen, wenn die Kinder ungefähr im gleichen Alter sind und unternimmt gemeinsam etwas. Zukünftig kann sich Frau X auch vorstellen, dass man sich beim Hinbringen zum und Abholen vom Kindergarten abwechselt, bis jetzt war ihr ihre Tochter zu klein.

Problematisch sind bei solchen Ideen – insbesondere wenn das Netzwerk über den informellen Rahmen hinauswächst – allerdings häufig die organisatorischen und rechtlichen Aspekte. Auch ist das Interesse beispielsweise an der Teilnahme an einem Netzwerk gegenseitiger Kinderbetreuung naturgemäß vorübergehender Art – d.h., wenn die Kinder erst einmal alt genug sind, scheidet man fast zwangsläufig aus. Erfolgreiche Modelle zeichnen sich daher meist dadurch aus, dass engagierte Freiwillige über ihre eigene Bedarfsphase hinaus für eine gewisse Kontinuität des Vorhabens sorgen – mit anderen Worten: es bedarf eines Trägers. In diesem Zusammenhang ist das Ehrenamt ein zentraler Begriff.

Die abschließende Fallgeschichte zeigt, wie aus einer Notlage und einer fixen Idee ein Erfolgsmodell entstehen kann – vorausgesetzt man tut sich zusammen und sucht zielgerichtet nach der richtigen Unterstützung.

Frau X war als junge Frau im Gastgewerbe tätig und lernte über ihren Beruf auch ihren Mann kennen, den sie nach einer langen Beziehung heiratete. Hauptgrund war der beiderseitige Kinderwunsch, weshalb sich die beiden auch entschlossen, ein Eigenheim zu bauen. Als das erste Kind unterwegs war, hörte Frau X auf zu arbeiten, da sie keinen bezahlten Mutterschaftsurlaub erhalten hätte und ihr die Ärzte dies auf Grund einer komplizierten Schwangerschaft auch geraten hatten. Zudem gab es auf Grund des Hausbaus genug zu tun, und ihr Mann verdiente zu diesem Zeitpunkt gut.

Auf das erste Kind folgte bald das zweite und anschließend wurde Frau X mit dem dritten Kind schwanger. Diese Zeit war zwar anstrengend, da die junge Familie aber das Eigenheim inzwischen fertig gestellt hatte und Frau X nicht arbeiten musste (auch wenn sie manchmal in nahe gelegenen Hotels beim Putzen aushalf), entspannte sich die Situation zusehends.

Als Frau X mit ihrem dritten Kind im sechsten Monat schwanger war, kam ihr Ehemann bei einem schweren Autounfall auf dem Weg zur Arbeit ums Leben. Anfänglich war dies für Frau X ein zu großer Schock, um über die Konsequenzen für ihre Zukunft und die Lösung der anfallenden Probleme nachdenken zu können. Zum Glück wurde sie in dieser Zeit von den Geschwistern ihres verstorbenen Mannes so gut es ging unterstützt: Sie organisierten das Leben von Frau X für das nächste halbe Jahr, suchten um Unterstützungen an und halfen selbst mit, wo sie nur konnten.

Schließlich erholte sich Frau X und begann ihr Leben wieder selbst in die Hand zu nehmen. Sie informierte sich über alle Möglichkeiten der Unterstützung, sowohl finanzieller Art als auch über Hilfsangebote im Kinderbetreuungsbereich, psychologische Hilfe, usw. und nahm und nimmt diese auch je nach Bedürfnissen in Anspruch. So erreichte sie z.B., dass die Hypothek auf ihr Haus zeitweise vom Land übernommen wurde.

Frau X lebte zuerst nur von der ihr zustehenden Witwenrente, stellte aber bald fest, dass dieses Geld nicht reichen würde und sie zusätzlich arbeiten musste. Da eine Arbeit im Gastgewerbe auf Grund der dort üblichen Arbeitszeiten kaum in Frage kam, begann Frau X, halbtags in einer Fabrik zu arbeiten. Dies war allerdings nur möglich, weil ihre zwei Größeren bereits den Kindergarten besuchten und die Kleine Vormittags bei einer Nachbarin bleiben konnte, die ein Kind im selben Alter hatte, auf welches Frau X im Gegenzug am Nachmittag aufpasste.

Trotzdem reichte das Geld bei weitem nicht aus, und Frau X begann zu überlegen, wie sie Vollzeit arbeiten könne und trotzdem ihre Kinder gut versorgt wisse. Ihre Sorgen und Überlegungen teilte sie mit anderen Müttern (und auch einigen Vätern), die im selben Betrieb arbeiteten und mit denselben Problemen kämpften, und es reifte der Plan, eine Initiative auf die Beine zu stellen. Allerdings wurde den Eltern auch bald bewusst, dass eine selbstorganisierte Kinderbetreuung nicht ohne die Unterstützung der Betriebsleitung realisiert werden könne. Man brauchte einen Raum und ein gewisses Entgegenkommen bei den Arbeitszeiten.

Die Betriebsleitung war der Idee gar nicht so abgeneigt wie Anfangs befürchtet. Zunächst mussten die Eltern aber alles selbst organisieren: Jeweils zwei übernahmen die Betreuung der Kinder, während die anderen die dadurch verlorene Arbeitszeit durch Überstunden ausglich. Die Idee wurde bald zum Erfolgsmodell und der Zulauf an Kindern entsprechend hoch.

Inzwischen scheint die Betriebsleitung darin sogar schon einen Wettbewerbsvorteil erkannt zu haben, denn es kursieren Pläne, den selbstorganisierten Hort in einen Betriebskindergarten mit qualifiziertem Personal umzuwandeln.

9 Die Fallgeschichten als Abbild der Pusterer Realität – Ein Fazit

Die Psychologin und Mutter zweier Kinder Manuela Schaiter hat nicht nur die Tiefeninterviews für die Fallstudien im einzelnen durchgeführt und interpretatorisch aufbereitet, sondern während der mehrmonatigen Feldarbeit zu diesem Projekt auch einen fundierten Überblick über die Problemlagen junger Familien im Pustertal und über die Landschaft der mehr oder weniger institutionalisierten Beratungs- und Hilfsangebote gewonnen. Diese Eindrücke, die über die Erkenntnisse aus den einzelnen Fallgeschichten hinausgehen und die als Bindeglied zu den repräsentativen Daten fungieren, werden im Folgenden dargestellt:

Hinsichtlich der durchgeführten Fallstudien lässt sich beobachten, dass die Befragten grundsätzlich eine optimistische Einstellung zu ihrem Leben und zur Zukunft ihrer Familie haben. Angst oder Sorge bereiten am ehesten die FINANZIELLE und GESUNDHEITLICHE Situation. Für diejenigen, die Schulkinder haben, stellt die Institution SCHULE zum Teil eine große Belastung dar. Hier wurde auch mehrmals die fehlende Einsicht und Unterstützung der Schule angemerkt. Interessant in diesem Zusammenhang erscheint die eigene Ausbildung und der persönliche Bildungsstand: je geringer die Schulerfahrung der Eltern, desto größer die Belastung und Sorge um die Leistungen der Kinder. In diesem Bereich wären Hilfestellungen von außen erwünscht.

Die Kinder stellen für alle eindeutig die Priorität in ihrem Leben dar, und für sie sind die befragten Personen bereit, in der individuellen Entwicklung (Karriere, Umzug, Reisen, Hobbies, u.ä.) zurückzustecken. Besonders bei den weiblichen Interviewpartnerinnen geht das Familienwohl eindeutig vor das eigene. Dies zeigt sich auch in der Kinderbetreuung, die möglichst nur dann in fremde Hände (Großeltern eingeschlossen) gegeben wird, wenn frau wichtige Dinge zu tun hat, sprich: die Erwerbstätigkeit. Wenige nehmen dagegen Fremdbetreuung in Anspruch, um Zeit für sich zu haben, einem Hobby nach zu gehen, allein wegzufahren oder um einen Nachmittag zu bummeln. Die Bedürfnisse der Kinder gehen vor, persönliche Wünsche und Sehnsüchte werden als zweitrangig gesehen. Auch Schwierigkeiten, Engpässe in der Kinderbetreuung oder in der Organisation des ganzen Familienalltags werden als „normal“ betrachtet und kaum der Gesellschaft angelastet. Wenn sie darauf angesprochen wurden, ob man sich nicht besser organisieren könnte oder ob die Familienpolitik verbessert werden müsste, wurde dies aber durchwegs bestätigt.

Dabei darf man davon ausgehen, dass diese Haltung nach wie vor mit dem Frauenbild in unserer Gesellschaft verbunden ist: die perfekte

Hausfrau und Mutter, die nebenbei einen guten Job hat (aber ohne Karriereanspruch) und die, wenn möglich, noch gebildet, sportlich, kreativ und gut aussehend ist. Die Tatsache, dass sehr wohl Bedürfnisse nach Unterstützung vorhanden sind, dies aber erst in einem zweiten Moment eingestanden wird, untermauert diese Annahme der rollenbedingt verdrängten Drei- bzw. Mehrfachbelastung der Mütter.

Etwas, was allen Befragten fehlt, ist ZEIT und INFORMATION. Dieser Umstand ist bei den meisten der Grund, wieso sie über verschiedene Möglichkeiten und Angebote oft nicht Bescheid wissen.

INFORMATION: Mehrmals wurde bemerkt, dass in Notsituationen keiner zuständig war oder Bescheid gewusst habe. Individuelle menschliche Betreuung von Seiten der öffentlichen Dienste und Ämter wurden öfters als trauriges Manko der Südtiroler Realität genannt. „Wenn es einem so schlecht geht, dass man Hilfe braucht, dann kann man sich nicht auch noch darum kümmern, wie und wo...“.

ZEIT: Die Idee einer Selbsthilfe oder Initiativgruppenbildung findet bei den Befragten durchwegs großen Anklang. Einige geben aber an, einfach keine Zeit für so etwas zu haben. Manche werden von eventuellen zusätzlichen Verpflichtungen abgeschreckt, andere möchten so ein Angebot zwar nutzen, aber nicht selber mitarbeiten. Wenn man wenig Zeit hat, organisiert man seine Sachen auf individuelle Art meist schneller, als in einer Gruppe, wo ein größerer Aufwand für die gegenseitige Abstimmung notwendig ist. In diesem Zusammenhang hat sich gezeigt, dass gegenseitige Hilfestellungen (abwechselnde Kinderbetreuung, Abhol- und Bringfahrten zusammenlegen etc.) vor allem im kleinen Kreis – also innerhalb der Familie oder unter Freundinnen – organisiert werden. Familiäre und freundschaftliche Unterstützung kann jemand jedoch nur aufbauen, wenn ein gut funktionierendes soziales Netz da ist. Lebt eine Familie geographisch abgelegen, ist fremd in der Gegend oder hat (z.B. aufgrund psychischer Probleme) wenig Sozialkontakte, ist es sehr schwierig, Familie positiv zu leben und familienübergreifend zu organisieren.

Junge, d.h. in der Gründungsphase steckende Initiativen im Pustertal zu finden, war – vor allem wegen des Befragungszeitpunktes – schwieriger als anfangs angenommen. Der Sommer gilt allgemein als Ruhephase, da viele im Urlaub sind, durch die Kinderbetreuung weniger Zeit und Lust haben, oder im Frühling erst die Planung stattgefunden hat oder Ideen noch reifen müssen. Allerdings muss gesagt werden, dass zur Zeit einiges in Bewegung ist, und mit dem Herbst werden die Projekte wieder angegangen oder fortgeführt. In diesem Zusammenhang kam immer wieder der positive Einfluss des Bildungswegs Pustertal zur Sprache, und auch im Rahmen der Fallstudien konnten manche Hin-

weise oder Anregungen weitergegeben oder aufgenommen werden. Es ist auch gut vorstellbar, dass durch die öffentliche Präsentation dieser Studie noch mehr Menschen zur Eigeninitiative motiviert werden.

Ein wichtiger Beitrag erscheint mir das Gespräch mit einer Frau, die an dieser Stelle anonym bleiben will. Sie arbeitet seit vielen Jahren ehrenamtlich und glaubt, dass es oft leichter ist, eigenständig zu agieren, weil jegliche Art von Organisation oder Zusammenschluss die Dinge oftmals verkompliziert und Verpflichtung und Zwang mit ins Spiel kommen. Dies wurde auch immer wieder in den Gesprächen mit den Betroffenen der Fallstudien deutlich: Man verpflichtet sich nur ungern, fürchtet, dass das Mitmachen zum Zwang wird und dass regelmäßige Treffen noch mehr der bereits jetzt schon als Mangelware empfundenen Zeit kosten. Andererseits besteht sehr wohl ein großes Bedürfnis, sich mit anderen auszutauschen, vielleicht sogar gemeinsame Lösungen zu finden.

Erforderlich sind daher unkomplizierte, relativ unbürokratische, schnell greifende Zusammenschlüsse von Interessierten, die von einer kompetenten Fachkraft unterstützt werden. Dabei sollten die Einzelnen zwar die Bereitschaft mitbringen, aber wenig Zeit und Geld investieren müssen. Außerdem müssten – und das kann man den Betroffenen nicht verübeln – innerhalb kurzer Zeit positive Resultate sichtbar sein.

10 Zusammenfassung und Ausblick

Insgesamt geht es den Familien im Pustertal nach den Ergebnissen der Forschung relativ gut – alles andere wäre in unserer Wohlstandsgesellschaft aber auch sehr überraschend. Die meisten sind mit den einzelnen Lebensbereichen und mit ihrem Leben insgesamt sehr zufrieden, und schwerwiegende Notlagen sowie außergewöhnliche Belastungssituationen sind eher selten. Dennoch haben die bisherigen Kapitel gezeigt, dass die Familien – und insbesondere die „jungen“ Familien – eine große Vielfalt an alltäglichen Belastungen zu bewältigen haben, angefangen von den finanziellen Schwierigkeiten im Zusammenhang mit dem Wohnen bis hin zu der oftmals problematischen und anstrengenden Vereinbarung von Familie und Beruf. Die Aufgabe dieses abschließenden Kapitels soll es nun nicht sein, jene Probleme und den Bedarf der Familien an Unterstützung im einzelnen zusammenzufassen und zu gewichten – das Risiko, dass bei den zahlreichen Facetten einzelne Bereiche zu kurz kämen, ist zu groß – sondern es will versuchen, eine Gesamtbewertung der Lage im Pustertal abzugeben, die besonderen Herausforderungen dieser Region angesichts des sozialen Wandels herauszustellen und dabei eine Reihe von Denkanstößen zu geben.

Der soziale Wandel, dem Familien in besonderem Maße ausgesetzt sind und der scheinbar unveränderliche Werte in Frage stellt, vollzieht sich im Pustertal vielleicht langsamer als in anderen Teilen Südtirols oder Italiens, aber er kommt trotzdem unaufhaltsam. Dies zeigt sich an einer ganzen Reihe von Indikatoren, wie etwa der Haushaltsgröße, der Kinderzahl, dem Alter bei der Erstgeburt, den Eheschließungs- und Scheidungsraten und der Frauenerwerbsquote. Die Familien des eher ländlich strukturierten Bezirks begegnen diesen zum Teil neuen Herausforderungen mit einem erstaunlich gut funktionierenden System an informellen Beziehungen – hier ist vor allem das familiäre Netzwerk, aber auch die nachbarschaftliche Dorfgemeinschaft hervorzuheben – können aber gleichzeitig auch mit einem relativ ausgebauten, geldtransferlastigen Sozialstaat und einer allgemein guten Wirtschaftslage rechnen. Vor dem Hintergrund der Wandlungerscheinungen entsteht dabei ein zwiespältiger Eindruck: auf der einen Seite sind die üblicherweise praktizierten Problemlösungen, wie beispielsweise der Verlass auf die Großeltern oder die Bereitschaft der Frauen zum vorläufigen Berufsausstieg, krisenanfällig und nicht für alle – z.B. für Hinzugezogene – gleichermaßen gangbar, auf der anderen Seite sind aber durch die hohe Bereitschaft zur gegenseitigen Hilfe und zur Selbsthilfe die potenziellen Ressourcen für neue Problemlösungswege enorm. In Zukunft könnte sich für Initiativen insbesondere auf intermediärer Ebene – also zwischen den öffent-

lichen Institutionen und den privaten Netzwerken – ein großer Handlungsbedarf, aber auch -spielraum eröffnen.

Ein in jeder Hinsicht früher und recht allgemeiner Ansatzpunkt für die Unterstützung junger Familien liegt vor dem eigentlichen Zeitpunkt der Familiengründung. Provokant ausgedrückt, haben dabei die Steuererklärung und die Familiengründung einiges gemeinsam: beides wird einem an der Schule nicht beigebracht, in beides wird man wie in das sprichwörtliche kalte Wasser relativ unvorbereitet hineingestoßen. Auch wenn die Situation im Pustertal nicht mit der Situation in hochmobilen urbanen Ballungsräumen vergleichbar ist, so wird es doch auch hier in Zukunft zunehmend so sein, dass junge Menschen, nachdem sie auf eigenen Beinen stehen, möglicherweise ein ganzes Lebensjahrzehnt alles andere im Kopf haben als eine konkrete Familienidee. Kommt es dann schließlich dazu, können erträumte Vorstellungen und Realität ziemlich hart aufeinanderprallen. Auf Grund eines Frauenbildes, das sicherlich noch einige Zeit Bestand haben wird, sind es dann insbesondere die jungen Mütter, die sich innerhalb kürzester Zeit auf eine völlig neue Situation einstellen müssen. Es gibt zwar Stimmen, die angesichts der demografischen Veränderungen mehr Mut zur frühen Mutterschaft fordern, doch wer bringt schon den Mut und das Vertrauen in die Solidargemeinschaft auf, den Nestbau einfach nachträglich zu erledigen? Akzeptiert man einmal die zunehmende „Verspätung“ des Nachwuchses, so ist die Gesellschaft um so mehr dazu angehalten, Lösungen für das Problem der Vereinbarkeit möglichst früh zu suchen und zu erproben und eine Brücke zu schlagen von der Familienidee und -planung über die Entbindung bis hin zur Elternschaft – und zwar sowohl „als“ als auch „im“ Beruf. Auch auf der Ebene der Werte zeigt sich dabei ein großer Bedarf, widersprüchliche Vorstellungen, Rollenbilder und Ideologien zu vereinbaren – eine Aufgabe für die Bildungsarbeit der Zukunft.

Ein weiterer besonders im Pustertal interessanter und im Zeichen sozialen Wandels ambivalenter Aspekt ist die starke Mitwirkung der Großeltern in der Kinderbetreuung. Angesichts der demografischen Überalterung der Gesellschaft erscheinen „moderne“ Großfamilien bzw. multi-lokale Mehrgenerationen-Familienverbände zunächst als ideale Ressource für die Kinderbetreuung der Zukunft. So wie die rüstigen Senioren von der Werbeindustrie zunehmend als kaufkräftige Zielgruppe entdeckt werden, muss man sich aber auch die Frage stellen, wie diese Zielgruppe als „Dienstleister“ in Sachen Kinderbetreuung erhalten bleiben kann. Möglicherweise haben die Großeltern der Zukunft besseres zu tun, als die Rolle des Notnagels bei etwaigen Betreuungsengpässen zu spielen, oder sie sind – aufgrund des gleichen demografischen Trends – durch die Betreuung ihrer eigenen inzwischen pflegebedürftig gewordenen Eltern bereits zu sehr beansprucht. Das Verhältnis zwi-

schen den Generationen und die gesellschaftliche Wertschätzung und Kompetenzvermittlung hinsichtlich gegenseitiger Unterstützungsleistungen sind daher Stichworte, über die es sich nachzudenken lohnt – und natürlich über das Konfliktpotenzial, das hinsichtlich der Kinderbetreuung und -erziehung schon jetzt zwischen den – jede auf ihre eigene Weise kompetenten – Generationen besteht. Und wenn man dann gedanklich bereits bei dem Konzept von Oma und Opa als „Familienbeauftragte“ angekommen ist, gilt es aus Gerechtigkeitsgründen noch zu erörtern, ob eine Familie einen solchen „Familienbeauftragten“ unbedingt haben muss oder ihn nicht vielleicht auch „leihen“ könnte.

Die Frauenerwerbstätigkeit kann im Pustertal zwar als völlige Normalität bezeichnet werden, aber – zumindest bei einem großen Teil der Frauen – nur so lange, wie keine familiären Pflichten die volle Aufmerksamkeit beanspruchen. Im „Normalfall“ wäre ein so bereitwilliger und langfristiger Berufsausstieg, wie ihn viele Pusterer Mütter praktizieren, ein eindeutiges Verlustgeschäft. Auf der anderen Seite hängen diese Verhaltensweisen natürlich mit den ausgeübten Berufen, den vorherrschenden Wirtschaftssektoren und der dörflichen Wohnsstruktur zusammen. Als Paradebeispiel können hier Tourismus und Gastgewerbe angeführt werden, die zwar für ein umfangreiches, aber eben auch schwer zu vereinbarendes Beschäftigungsangebot sorgen. Einrichtungen und Initiativen stehen hier vor der Herausforderung, einerseits einen sehr punktuellen und individuellen Bedarf abzudecken und andererseits der Skepsis und den inneren Konflikten vieler Mütter erfolgreich zu begegnen. Das Miteinbeziehen der Eltern und Lösungen, welche die gegenseitige Hilfe in den Vordergrund stellen, sind dabei ein Weg, der sicherlich am besten an die derzeitige Praxis vieler Familien anschließt.

Ein zentrales Ergebnis der vorliegenden Studie war sicherlich, dass soziale Netzwerke eine ganz wichtige Ressource für gegenseitige Unterstützungsleistungen nahezu jeder Art sind und dass das Pustertal an dieser Form „sozialen Kapitals“ glücklicherweise besonders reich ist. Bei einer Gesellschaft, die noch über fest verankerte traditionelle Werte verfügt, die geografisch einigermaßen überschaubar ist und deren Bevölkerungswachstum immer noch eher aus der Geburtenrate denn aus der Zuwanderung resultiert, mag dies vielleicht sogar erwartbar gewesen sein. Dennoch muss angesichts der Abgelegenheit zahlreicher Ortschaften und möglicher zukünftiger Veränderungen in der Sozialstruktur dem Gedanken nachgegangen werden, wie neue soziale Netzwerke – möglicherweise auch in ganz zweckgebundener Art – geknüpft werden können. Das zentrale Stichwort ist hier der „soziale Treffpunkt“ – und damit sind weder die Dorfkneipe noch das Internet als modernes Forum gemeint, sondern Berührungspunkte im Alltagsleben, an denen die Menschen nicht in erster Linie zusammenkommen, um sich zu treffen,

sondern beispielsweise um einzukaufen, um in der Arbeitspause etwas zu essen oder um die Kinder zur Betreuung abzugeben. Damit es dann in zweiter Linie zu einem fruchtbaren Zusammentreffen kommt, bedarf es natürlich genügend Zeit und Raum – woran es leider oft mangelt. Die Herausforderung besteht dabei darin, einerseits Gleichgesinnte an einen Tisch zu bekommen, die aufgrund ihrer ähnlichen Motivationen schnell zu einem gemeinsamen Nenner finden, auf der anderen Seite aber gerade diejenigen Lebensbereiche zu überspannen, die scheinbar konträr zu einander stehen und die man miteinander vereinbaren möchte. Dabei ist angesichts der abnehmenden Anzahl von Kindern pro Haushalt zu bedenken, dass die Vereinbarkeit von Familie und Beruf – anders als vielleicht viele andere Lebensbereiche – nur über einen begrenzten Zeitraum die zentrale Herausforderung im Leben der Betroffenen darstellt. Eigeninitiativen zur familiären Selbsthilfe und zur gegenseitigen Unterstützung in sozialen Netzwerken werden daher – neben allfälligen finanziellen, fachlichen und rechtlichen Fragen – zunehmend das Problem haben, dass ihre Zielgruppe und gleichzeitig wichtigste Ressource aus dem Angebot „herauswächst“. Um so mehr bedarf es daher in Zukunft kreativer Konzepte, welche die Kontinuität solcher Vorhaben sicherstellen.

11 Anmerkungen zur Methode

Für den vorliegenden illustrierten Ergebnisbericht wurden neben der Aufbereitung von statistischen Sekundärdaten eigens zwei empirische Untersuchungen durchgeführt, die in einem gesonderten Methoden- und Tabellenband³ genauer beschrieben werden. An dieser Stelle werden die eingesetzten Methoden nur knapp skizziert:

Eine **repräsentative Haushaltbefragung** sollte einen Überblick über die Situation der Familien im Pustertal geben und in Form einer Bedarfsanalyse nachfragen, wo „der Schuh am meisten drückt“. Dazu wurden aus dem amtlichen Telefonbuch für die Bezirksgemeinschaft Pustertal per Zufallsauswahl zunächst Familien mit mindestens einem Kind bis zu 11 Jahren ermittelt. Geschulte **apollis**-Mitarbeiter/innen befragten dann die jeweilige Hauptbetreuungsperson mit einem standardisierten Fragebogen per Telefon (CATI). Die Auswahl wurde in ihrer geografischen Verteilung laufend kontrolliert und gewichtet und kann unter Berücksichtigung zufälliger Schwankungsbreiten als repräsentativ für ca. 5.000 Pusterer Familien gelten. Der Fragebogen, der aus verschiedenen in der Umfragepraxis bewährten Modulen aufgebaut war, berührte eine Vielzahl an Themen, u.a. das familiäre Zusammenleben, die Wohnsituation, die Arbeitsteilung im Haushalt, Berufstätigkeit, Kinderbetreuung, alltägliche und außeralltägliche Belastungen und die Lebenszufriedenheit. Die Nettoverweigerungsrate der Zielpersonen lag mit rund 11% deutlich unter dem Durchschnitt für vergleichbare Untersuchungen. Insgesamt wurden im September und Oktober 2005 687 Zielpersonen befragt.

Mit einer Serie von **qualitativen Fallstudien** sollten dagegen andererseits ausgewählte Problemfälle vertieft werden. Im Vordergrund stand dabei nicht ein repräsentatives Abbild der Lage im Pustertal, sondern vielmehr das Verstehen und Interpretieren von speziellen Situationen. Die zu untersuchenden Fälle sollten dabei ein möglichst breites Spektrum möglicher Notlagen abdecken und wurden gezielt ausgesucht. Befragt wurde jeweils die Hauptbetreuungsperson. Diese persönlichen Einzelgespräche wurden – meist vor Ort – von einer Psychologin durchgeführt, auf Tonband aufgenommen und teilweise transkribiert. Der Leitfaden berührte ähnliche Themen wie die Telefoninterviews, war biografisch ausgelegt und sollte die Befragten dazu anregen, die eigene Situation zu deuten und Zukunftsperspektiven zu entwickeln. Die Kontakte kamen vorsichtig und diskret über erweiterte Bekanntnetzwerke zustande. Befragt wurden 10 Familien.

³ Becker, U. (2006): Trittsteine für eine bessere Vereinbarkeit von Familie und Beruf im Pustertal – Stärkung junger Familien durch Förderung der Rolle des Ehrenamtes und der Nachbarschaftshilfe auf Gemeindeebene. Methoden- und Tabellenband zu einer empirischen Untersuchung, apollis, Bozen.